

**Arbeitskreis Militär und Gesellschaft
in der Frühen Neuzeit e. V.**

**Militär und Gesellschaft
in der Frühen Neuzeit**

18 (2014)

Universitätsverlag Potsdam

**Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der
Frühen Neuzeit e. V.**

**Militär und Gesellschaft
in der Frühen Neuzeit**

18 (2014)
Universitätsverlag Potsdam

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de/> abrufbar.

Universitätsverlag Potsdam 2016

<http://verlag.ub.uni-potsdam.de/>

Universitätsverlag Potsdam, Am Neuen Palais 10, 14469 Potsdam

Tel.: +49 (0)331 977 2533 / Fax: -2292

E-Mail: verlag@uni-potsdam.de

Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit

wird herausgegeben im Auftrag des Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e. V. vom Lehrstuhl für Militärgeschichte der Universität Potsdam und erscheint mit freundlicher Unterstützung des Zentrums für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr in Potsdam.

ISSN (print) 1617-9722

ISSN (online) 1861-910X

Das Manuskript ist urheberrechtlich geschützt.

Satz: Kadanik | Grafik- & Satzbüro, andrekadanik.de

Druck: digital business and printing gmbh, Berlin

Zugleich online veröffentlicht

auf dem Publikationsserver der Universität Potsdam

URN [urn:nbn:de:kobv:517-opus4-79680](http://nbn:de:kobv:517-opus4-79680)

<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-opus4-79680>

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser dieser Ausgabe,

nun hat es bis zum Erscheinen des aktuellen Heftes einige Zeit gedauert; des ersten Heftes seit Langem, das gänzlich ohne die Mitwirkung von Carmen Winkel entstanden ist. Daher möchte ich noch einmal die Gelegenheit nutzen, um Carmen Winkel für ihre langjährige Mitarbeit zu danken. Gleichfalls möchte ich alle Mitglieder des AMG sowie interessierte Leserinnen und Leser herzlich dazu einladen, sich an der Redaktionsarbeit zu beteiligen oder mit Beiträgen, Projektskizzen, Forschungsberichten und Rezensionen zu den kommenden Ausgaben beizutragen. Nutzen Sie diese Möglichkeit, um die inhaltliche Ausrichtung der Zeitschrift aktiv mitzugestalten und unser Vereinsmedium am Leben zu erhalten.

Bei Interesse an der Redaktionsarbeit oder Beitragsvorschlägen wenden Sie sich bitte an [svn.petersen\[at\]phil.uni-goettingen.de](mailto:svn.petersen[at]phil.uni-goettingen.de).

Das aktuelle Heft bietet Einblicke in ganz unterschiedliche militärische Kulturen und Themenbereiche vom ausgehenden 17. bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts. Der Beitrag von Jan Philipp Bothe widmet sich der zweifachen Zerstörung Heidelbergs im Pfälzischen Erbfolgekrieg (1688–1697). Über die Analyse dieses frühneuzeitlichen Medienereignisses nähert sich Bothe nicht nur einem prägenden Ereignis eines vernachlässigten Konfliktes, sondern spürt auch unterschiedlichen Strategien und Formen der Inszenierung und Aufarbeitung nach, die er mit Freund-Feind-Diskursen in Beziehung setzt.

Benjamin van der Linde schlägt mit seinem Beitrag die Brücke zum 18. Jahrhundert. Am Beispiel des Leibregiments des niederländischen Statthalters der Provinz Friesland stellt er Funktionsweisen und Bedeutungsebenen verschiedener Praktiken innerhalb eines niederländi-

Editorial

schen Regiments dar und verdeutlicht die Entwicklung und Institutionalisierung dieser militärischen Gruppe von der zweiten Hälfte des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts.

Susan Richter schließt chronologisch an diesen Beitrag an. Anhand der Übersetzung, Verbreitung und Rezeption militärtheoretischer Schriften aus China im vorrevolutionären Frankreich öffnet Richter das Feld frühneuzeitlicher Transfergeschichte. Im Fokus steht dabei jedoch nicht eine erfolgreiche Übernahme, sondern ein gescheitertes Projekt, anhand dessen die Autorin Vernetzungen zwischen Europa und Asien sowie innerhalb der französischen Armee und Aristokratie nachgeht.

Den Abschluss des Heftes bilden die Vorstellung eines Habilitationsprojektes von Philippe Rogger zum Militärunternehmertum in der Schweiz zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert, eine Sammelrezension von Sara Petzold über eine Dissertationsschrift und einen Tagungsband zu deutschen Subsidientruppen im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg und dem Amerikabild dieser Soldaten sowie ein Bericht von Sebastian Pranghofer über die Tagung *Der militärisch-medizinische Komplex in der Frühen Neuzeit*, die im November 2014 in Hamburg unter anderem mit finanzieller Unterstützung unseres Arbeitskreises stattgefunden hat.

Sven Petersen

Inhalt

Editorial	3
-----------------	---

AUFSÄTZE

Jan Philipp Bothe

Von Mordbrennern und Feuer-Hunden.

Heidelbergs Zerstörungen im Neunjährigen Krieg als frühneuzeitliche Medienereignisse.....	11
--	----

Benjamin van der Linde

Das Regiment als Untersuchungsgegenstand.

Ein Beitrag zu Methodik und Erkenntnispotential der neuen Militärgeschichte.....	49
---	----

Susan Richter

Prominent ignoriert: Sun-zi Bingfa in Frankreich am Ende
des 18. Jahrhunderts – Eine Untersuchung zum Phänomen

des missglückten Wissenstransfers	69
---	----

PROJEKT

Philippe Rogger

Militärunternehmertum in der Eidgenossenschaft

(16.–18. Jahrhundert)	99
-----------------------------	----

REZENSIONEN

Sara Petzold

Lena Haunert, Einsatz in der Fremde?

Das Amerikabild der deutschen Subsidientruppen im

Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, Marburg,

Darmstadt 2014; Holger Thomas Gräf, Andreas Hedwig,

Annegret Wenz-Haubfleisch (Hrsg.), Die „Hessians“ im

Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg (1776–1783).

Neue Quellen, neue Medien, neue Forschungen,

Marburg 2014..... 107

TAGUNGSBERICHT

Sebastian Pranghofer

Der militärisch-medizinische Komplex in der Frühen Neuzeit:

Zum Verhältnis von Militär, Medizin, Gesellschaft und Staat

(Tagung vom 07.–08.11.2014 in Hamburg)..... 117

Autorenverzeichnis..... 125

Aufsätze

Jan Philipp Bothe

Von *Mordbrennern* und *Feuer-Hunden*.
Heidelbergs Zerstörungen im Neunjährigen Krieg
als frühneuzeitliche Medienereignisse¹

I. Einleitung

Ende Oktober 1688: Vor wenigen Wochen war der Neunjährige Krieg² ausgebrochen, französische Truppen waren in das Reichsgebiet eingedrungen und hatten die Festung Philippsburg erobert; nun standen die Soldaten Ludwigs XIV. vor der Residenz- und Universitätsstadt Heidelberg und schlossen sie ein. Mit einer Garnison von 500 Mann war die Stadt gegen die Übermacht nicht zu verteidigen und wurde kampflös übergeben. Der Generalquartiermeister Jules-Louis Bolé, Marquis de Chamlay, sicherte Vertretern der Stadt güns-

¹ Dieser Aufsatz ist aus meiner Bachelor-Arbeit an der Georg-August-Universität Göttingen entstanden. Besonderer Dank gebührt an dieser Stelle Herrn Prof. Marian Füssel und Frau Dr. Maria Rhode für die hervorragende Betreuung, Hilfestellung und Ermutigung bei dieser Arbeit. Weiterhin gilt mein herzlicher Dank der Universitätsbibliothek Heidelberg, durch deren freundliche und unkomplizierte Unterstützung weiteres Quellenmaterial zur Geschichte Heidelbergs nun digitalisiert und online abrufbar ist.

² Eine einheitliche Benennung für diesen Konflikt fehlt. In der älteren deutschsprachigen Forschung dominiert der Begriff „Orleansscher Krieg“, später wird vom „Pfälzischen Erbfolgekrieg“ gesprochen; die französischsprachige Forschung tituliert den Konflikt „Guerre dite de la Ligue d'Augsbourg“. Zur Kritik an der Nomenklatur vgl. Winfried Dotzauer, *Der historische Raum des Bundeslandes Rheinland-Pfalz von 1500–1815. Die fürstliche Politik für Reich und Land, ihre Krisen und Zusammenbrüche*, Frankfurt/M. u. a. 1993, hier S. 165. In Anlehnung an diese Kritik wird hier die Benennung „Neunjähriger Krieg“ vorgezogen, welche analog als „Nine Years' War“ in der englischsprachigen Forschung zu finden ist; dessen koloniale Ausläufer in Nordamerika, welche bislang noch nicht umfassend zusammen mit dem Geschehen in Europa dargestellt worden sind, werden in der englischsprachigen Forschung „King William's War“ genannt.

tige Kapitulationsbedingungen zu. Allerdings hatte er bereits für den Zeitpunkt des Abzuges der französischen Truppen einen umfangreichen Zerstörungsplan vorbereitet³ und mit dem Kriegsminister Ludwigs XIV., Michel Le Tellier, Marquis de Louvois, abgesprochen. Im Frühjahr 1689 wurde Heidelberg unter dem Kommando des Comte de Tessé und dem Brigadier Comte de Mélac an mehreren Stellen angezündet, Teile des Heidelberger Schlosses wurden gesprengt. Weil de Tessé den Zerstörungsbefehl jedoch wohl aus Skrupel nur partiell ausführen ließ, hielten sich die Schäden noch in Grenzen: Vor allen Dingen öffentliche Gebäude hatten unter dem Feuer gelitten.⁴

Bereits im Jahr 1693 wurde die Stadt abermals durch die französische Armee belagert. Nach dem Eindringen französischer Truppen in die Stadt durch einen folgenschweren Rückzugsbefehl des Stadtkommandanten Georg Eberhard Freiherr von Heddersdorf brach während der folgenden Plünderung am 23. Mai 1693 ein unkontrolliertes Feuer aus, welches Heidelberg binnen Kurzem zerstörte. Kurz darauf kapitulierte Heddersdorf, der sich auf dem notdürftig befestigten Schloss verschanzt hatte. Dieses wurde anschließend von französischen Pionieren erneut gesprengt und endgültig zerstört. Wenige Tage später ließ Ludwig XIV. in Frankreich eine Gedenkmünze prägen, um seinen Triumph über die ehemalige Residenz der Pfalz zu

³ Vgl. Meinrad Schaab, *Geschichte der Kurpfalz*, Bd. 2, Stuttgart u. a. 1992, hier S. 151. Zum als „Glacis-Plan“ bekannten Zerstörungsplan: Kurt von Raumer, *Die Zerstörung der Pfalz von 1689*. Im Zusammenhang mit der französischen Rheinpolitik, München 1930, hier S. 80–113.

⁴ So trugen vor allen Dingen das Rathaus und der prächtige Marstall schwere Schäden davon. Vgl. die Schilderungen von Robert Salzer, *Das Schloß gesprengt, die Stadt verbrannt*. Zur Geschichte Heidelbergs 1688/1689 und 1689/1693, komm. von Roland Vetter, Heidelberg 1993, hier S. 47–50. Zur Beziehung von Ezéchiel Comte de Mélac zu Bené-Mans de Froulay Comte de Tessé, für den seine „milde“ Haltung gegenüber Heidelberg sogar einen persönlichen Tadel von Louvois zur Folge hatte, vgl. Roland Vetter, „Ein anderes Mal werden wir es besser machen“. Aus der Korrespondenz des französischen Kriegsministeriums über die Zerstörung Heidelbergs im Jahre 1689, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 150 (2002), S. 571–580, hier S. 574–580.

verdeutlichen und zum erinnerungspolitischen Signum zu machen: *Heidelberga Deleta* – Heidelberg ist vernichtet.⁵

„For many cities, war was the greatest disaster of all“⁶ – im Neunjährigen Krieg ereilte dieses „große Desaster“ zahlreiche Städte, vor allem in der Kurpfalz. Dies geschah keinesfalls ungesehen und unkommentiert: Die Berichte zahlreicher Flugblätter machten die großangelegte Pfalzzerstörung zu einem Medienphänomen. Durch die Medialisierung der Zerstörungen und die daraus folgende Empörung über die französischen Aktionen büßte Ludwig XIV. stark an Ansehen in Europa ein.⁷

⁵ Vgl. Frieder Hepp, „Weh dir Pfalz“. Erfahrungen wiederholter Kriegszerstörungen an Rhein und Neckar, in: Volker Gallé u. a. (Hrsg.), *Kurpfalz und Rhein-Neckar. Kollektive Identitäten im Wandel*, Heidelberg 2008, S. 123–144, hier S. 143. Dies zeigt einmal mehr die schon öfter bemerkte Inszenierung Ludwigs XIV. als ein „König des Krieges“, dessen Ruhm sich vor allem in gewonnenen Schlachten zeigte und der sich stark mit militärischen Leistungen identifizierte. Vgl. dazu: Joel Cornette, *Le roi de guerre. Essai sur la souveraineté dans la France du Grand Siècle*, Paris 1993. Vgl. auch die Überlegungen bei Johannes Kunisch, *La guerre – c'est moi! Zum Problem der Staatenkonflikte im Zeitalter des Absolutismus*, in: *ZHF* 18 (1987), S. 407–448; kürzlich, ebenfalls die Rolle der Identifikation der Armee mit „ihrem“ König beleuchtend: Martin Wrede, *Des Königs Rock und der Rock des Königs. Monarch, Hof und Militär in Frankreich von Ludwig XIV. zu Ludwig XVI.*, in: Ders. (Hrsg.), *Die Inszenierung der heroischen Monarchie. Frühneuzeitliches Königtum zwischen ritterlichem Erbe und militärischer Herausforderung*, München 2014, S. 382–408.

⁶ Christopher R. Friedrichs, *The Early Modern City, 1450–1750*, Harlow 1995, S. 292.

⁷ Martin Werde stellte in seinem Werk über Feindbilder des Reiches in der Frühen Neuzeit fest, dass sich gerade im Neunjährigen Krieg die deutschsprachige Publizistik zu regelrechten antifranzösischen „Hasstiraden“ steigerte, vgl. Martin Wrede, *Das Reich und seine Feinde. Politische Feindbilder in der Reichspatriotischen Publizistik zwischen westfälischem Frieden und siebenjährigem Krieg*, Mainz 2004, hier S. 337 f. Vgl. zum Nationalismus beziehungsweise zum Nationalbewusstsein in der Frühen Neuzeit allgemein: Hans-Martin Blitz, *Aus Liebe zum Vaterland. Die deutsche Nation im 18. Jahrhundert*, Hamburg 2000, hier S. 9–15 u. 23–42. Blitz entkräftet die These des „friedlichen Patriotismus“ der Aufklärung und der nationalistischen Zäsur der französischen Revolution. Gerade für die Zeit der Hegemonialbestrebungen Ludwigs XIV. weist er auf die Radikalisierung eines spezifischen, von Humanisten getragenen Vaterlandskurses hin, welcher insbesondere von der aggressiven Abgrenzung gegen Frankreich lebte.

Doch wie die einzelnen Kriegereignisse medialisiert, also die Zerstörungen medial inszeniert wurden, ist bislang eher wenig herausgearbeitet worden.⁸ Einer der Gründe dafür ist die Tatsache, dass die Geschehnisse des Neunjährigen Krieges bisher kaum Gegenstand jüngerer Forschungen gewesen sind. „Wer 1988 etwa geglaubt oder gehofft hatte, die 300. Wiederkehr des Ausbruchs des durch Ludwig XIV. vom Zaun gebrochenen Pfälzischen Erbfolgekriegs würde in einer Vielzahl neuer Veröffentlichungen einen angemessenen pu-

⁸ Vgl. hierzu teilweise Jüngst vgl. Emilie Dosquet, Die Verwüstung der Pfalz als (Medien-)Ereignis. Von der rheinländischen Kriegshandlung zum europäischen Skandal, in: Andreas Rutz (Hrsg.), Krieg und Kriegserfahrung im Westen des Reiches, 1568–1714, Göttingen 2016, S. 333–370; Hepp, Weh dir Pfalz (wie Anm. 5). Als bekannte Beispiele für Stadtzerstörungen und ihre medialen Inszenierungen gelten bisher meist die Stadt Magdeburg während des Dreißigjährigen Krieges oder Dresden im Siebenjährigen Krieg, deren Strukturen und Narrative bereits detailliert herausgearbeitet wurden. Vgl. zu Magdeburg exemplarisch Birgit Emich, Bilder einer Hochzeit. Die Zerstörung Magdeburgs 1631 zwischen Konstruktion, (Inter-)Medialität und Performanz, in: Birgit Emich, Gabriela Signori (Hrsg.), Kriegs/Bilder in Mittelalter und Früher Neuzeit, Berlin 2009, S. 197–235; Hans Medick, Historisches Ereignis und zeitgenössische Erfahrung. Die Eroberung und Zerstörung Magdeburgs 1631, in: Benigna von Krusenstjern, Hans Medick (Hrsg.), Zwischen Alltag und Katastrophe. Der Dreißigjährige Krieg aus der Nähe, Göttingen 1999, S. 377–408; Michael Kaiser, „Excidium Magdeburgense“. Beobachtungen zur Wahrnehmung und Darstellung von Gewalt im Dreißigjährigen Krieg, in: Markus Meumann, Dirk Niefanger (Hrsg.), Ein Schauplatz herber Angst. Wahrnehmung und Darstellung von Gewalt im 17. Jahrhundert, Göttingen 1997, S. 43–64; Ulinka Rublack, Wench and Maiden. Women, war and the pictorial function of the feminine in German cities in the early modern, in: History Workshop Journal 44 (1997), S. 1–21. Online abrufbar unter <http://hwj.oxfordjournals.org/content/1997/44.toc>, 21.05.2013; zu Dresden vgl. Marian Füssel, Zwischen Schauspiel, Information und Strafgericht. Visualisierung und Deutung von brennenden Städten im Siebenjährigen Krieg, in: Vera Fionie Koppenleitner u. a. (Hrsg.), Urbs incensa. Ästhetische Transformationen der brennenden Stadt in der Frühen Neuzeit, Berlin 2011, S. 301–319; Ulrich Rosseaux, Die Belagerung Dresdens im Jahr 1760 als Medienereignis des 18. Jahrhunderts, in: Dresdener Hefte 19 (2001), S. 51–56. Für die Medialisierung von Stadtbelagerungen und Zerstörungen im Spanischen Erbfolgekrieg vgl. das umfangreiche und detaillierte Kupferstichwerk des Augsburger Jeremias Wolff, siehe hierzu Werner Schwarz, Repraesentatio Belli – Eine Kupferstichfolge zum Spanischen Erbfolgekrieg aus dem Augsburger Verlag Jeremias Wolff, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben 84 (1991), S.129–184; Maureen Cassidy-Geiger, Repraesentatio Belli, ob successione in Regno Hispanico. A Tea Service and Garniture by the Schwarzelot Decorator Preissler, in: Metropolitan Museum Journal 24 (1989), S. 239–254.

blizistischen Niederschlag finden, sah sich schnell enttäuscht“,⁹ fasst Roland Vetter zusammen. Auch beinahe dreißig Jahre später hat sich an dieser Situation wenig geändert.¹⁰ Eine umfassende Betrachtung des Konfliktes durch die Neuere Militärgeschichte fehlt bis heute.

Besonders das Beispiel Heidelberg sticht aufgrund seines Renommées als Universitäts- und Residenzstadt und seiner zweifachen Zerstörung als exzeptionelles Ereignis hervor; gleichzeitig bewirkte eine verstärkte Medialisierung dieses Ereignisses die Wahrnehmung der Zerstörung als exzeptionelles Geschehen. So lassen sich in der zeitgenössischen Publizistik zahlreiche Flugschriften und Flugblätter finden, die speziell von Heidelbergs Zerstörung berichten und das Geschehen somit zu einem Referenzereignis des Neunjährigen Krieges aufwerteten.¹¹

Im Folgenden wird nach den konkreten Strukturen, Strategien und Narrativen der Medialisierung der beiden Zerstörungen Heidelbergs gefragt. Dabei wird von der These ausgegangen, dass eine Stadtzerstörung grundsätzlich kulturelle, sinnstiftende Reaktionen auslöst. Denn nicht nur Mitglieder der sozialen Gruppe kommen dabei ums Leben. Auch ihre materiell ins Stadtbild eingeschriebene sozialräumliche Anordnung mit ihren gemeinschaftsstiftenden Strukturen

⁹ Vgl. Roland Vetter, Anhang, in: Salzer, *Das Schloß gesprengt* (wie Anm. 4), S. 143–221, hier S. 188 f.

¹⁰ Vgl. zum Neunjährigen Krieg: John A. Lynn, *The Wars of Louis XIV 1667–1714*, London; New York 1999, S. 191–265. Regionalgeschichtlich vgl. Raumer, *Die Zerstörung der Pfalz* (wie Anm. 3); Aloys Schulte, *Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden und der Reichskrieg gegen Frankreich 1693–1697*, 2 Bde., Karlsruhe 1892; Ludwig Häusser, *Geschichte der rheinischen Pfalz nach ihren politischen, kirchlichen und literarischen Verhältnissen*, 2 Bde., Heidelberg 1845. Ebenfalls und vor allem für das Schicksal Heidelbergs relevant und neu herausgegeben: Salzer, *Das Schloß gesprengt* (wie Anm. 4). Zur Bewältigung der Stadtzerstörung: Susan Richter und Heidrun Rosenberg (Hrsg.), *Heidelberg nach 1693. Bewältigungsstrategien einer zerstörten Stadt*, Weimar 2010.

¹¹ Vgl. die Flugblattauswahl zum betreffenden Zeitraum bei Jörn Bahns, Sigrid Wechsler, *Flugblätter*. Aus der Frühzeit der Zeitung. Gesamtverzeichnis der Flugblatt-Sammlung des Kurpfälzischen Museums der Stadt Heidelberg anlässlich der Ausstellung des Kupferstichkabinetts vom 30.10.1980 bis 11.1.1981, Heidelberg 1980, hier S. 56–59.

und ihrem Platz in der kollektiven Erinnerung wird durch als unverhältnismäßig wahrgenommene Gewalt vernichtet. Dabei spielt die mediale Darstellung der Zerstörung eine zentrale Rolle, die das vermittelte und überlieferte Bild des Ereignisses prägte und somit in den Diskurs über den jeweiligen Krieg und den jeweiligen Feind einschrieb. Zu fragen ist, wie das Ereignis durch seine Medialisierung inszeniert wurde. Welche Personen und Geschehnisse wurden besonders hervorgehoben, mit welchen Wertkategorien wurden sie besetzt? Vor der Beantwortung dieser Fragen sollen jedoch einige Überlegungen zum Verhältnis von Kriegsgewalt gegenüber Städten und der Medialisierung von Ereignissen stehen, um einerseits zu klären, inwiefern die Zerstörung Heidelbergs tatsächlich ein exzeptionelles Geschehen darstellte, und um andererseits zu verdeutlichen, was ‚Medialisierung‘ und ‚Medienereignis‘ bedeuten.

Zur Untersuchung des ‚Sacco di Mantova‘, der blutigen Eroberung der Stadt Mantua im 17. Jahrhundert, schreibt der Historiker Sven Externbrink:

„Die Eroberung einer Stadt war immer ein Kulminationspunkt kriegerischer Auseinandersetzungen. Städtische Organisation ist ein Symbol für das Funktionieren gesellschaftlichen Zusammenlebens. Wird eine Stadt im Krieg erobert, so wird diese Organisation, die Ergebnis eines jahrhundertelangen Prozesses ist, durch den Gegner [...] binnen kurzem zerstört.“¹²

Städtische Gemeinschaften hatten und haben eine große Bedeutung sowohl wirtschaftlicher und sozialer als auch kultureller Art: Gerade am Beispiel Heidelbergs als Residenzstadt, aber auch als eine der

¹² Sven Externbrink, Die Rezeption des „Sacco di Mantova“ im 17. Jahrhundert. Zur Wahrnehmung, Darstellung und Bewertung eines Kriegereignisses, in: Markus Meumann, Dirk Niefanger (Hrsg.), Ein Schauplatz herber Angst. Wahrnehmung und Darstellung von Gewalt im 17. Jahrhundert, Göttingen 1997, S. 205–222, hier S. 205.

ältesten Universitätsstädte¹³ ist dies ersichtlich. Residenzstädte wiesen, neben ihrer Rolle als repräsentative Orte landesfürstlicher Herrschaft, auch zahlreiche infrastrukturelle, handwerklich-künstlerische sowie administrative Einrichtungen auf.¹⁴ Zusammen mit der in Heidelberg beheimateten Universität bildete sich dadurch eine besondere soziale Zusammensetzung der Stadt heraus, die sich von anderen Städten unterschied.¹⁵ Die Zerstörung eines solchen Bezugspunktes stellte nicht nur eine Katastrophe für die unmittelbar Betroffenen dar, sondern erzeugte eine kollektive Reaktion.¹⁶

Trotz der Tatsache, dass im 17. Jahrhundert Städte regelmäßig Schauplatz und damit auch Leidtragende von Einquartierungen, Durchmärschen und Belagerungen waren, ist zu bemerken, dass komplette Zerstörungen von der Kategorie Magdeburgs ein eher seltenes Phänomen darstellten.¹⁷ Dies erklärt zusammen mit der Bedeutung der Städte für das kollektive Bewusstsein allerdings auch das hohe Maß an Aufmerksamkeit, welches solchen Kriegsereignissen zuteil wurde. Plünderungen und Gewalttaten waren nichts Ungewöhnliches für

¹³ Vgl. dazu Meinrad Schaab, Artikel *Heidelberg*, in: Max Miller (Hrsg.), *Handbuch der historischen Stätten Deutschlands*. Bd. 6: Baden-Württemberg, Stuttgart 1965, S. 254–262.

¹⁴ Vgl. Ulrich Rosseaux, *Städte in der Frühen Neuzeit*, Darmstadt 2006, S. 31 f.; Walter G. Rödel, *Im Schatten des Hofes – die Bevölkerung der frühneuzeitlichen Residenzstadt*, in: Kurt Andermann (Hrsg.), *Residenzen. Aspekte hauptstädtischer Zentralität von der Frühen Neuzeit bis zum Ende der Monarchie*, Sigmaringen 1992, S. 83–112.

¹⁵ Vgl. Rosseaux, *Städte in der Frühen Neuzeit* (wie Anm. 14) S. 32; Herbert Knittler, *Die europäische Stadt in der Frühen Neuzeit. Institutionen, Strukturen, Entwicklungen*, München 2000, S. 65–67.

¹⁶ Zur Bewältigung solcher Katastrophen vgl. Manfred Jakobowski-Tiessen, *Mythos und Erinnerung. Einige kommentierende Anmerkungen über Städte aus Trümmern*, in: Ranft, Andreas und Selzer, Stephan (Hrsg.), *Städte aus Trümmern. Katastrophenbewältigung zwischen Antike und Moderne*, Göttingen 2004, S. 274–286, hier S. 276; Andreas Ranft und Stephan Selzer, *Städte aus Trümmern. Einleitende Überlegungen*, in: Dies. (Hrsg.), *Städte aus Trümmern. Katastrophenbewältigung zwischen Antike und Moderne*, Göttingen 2004, S. 9–25, hier S. 13.

¹⁷ Vgl. Friedrichs, *The Early Modern City* (wie Anm. 6), S. 296; Michael Kaiser, „Ärger als der Türck“, *Kriegsgreuel und ihre Funktionalisierung in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges*, in: Daniel Hohrath und Sönke Neitzel (Hrsg.), *Kriegsgreuel. Die Entgrenzung der Gewalt in kriegerischen Konflikten vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert*, Paderborn u. a. 2008, S. 155–183, hier S. 182.

Kriege in der Frühen Neuzeit, welche eine hohe Kriegsdichte¹⁸ aufwies; teilweise ist wohl von einem Maß an ‚Veralltäglicdung‘ der Gewalt auszugehen, sodass sich vereinzelte Gewalttaten nicht sonderlich aus der Wahrnehmung der Zeitgenossen heraus hoben.¹⁹ Aber solch umfangreiche Zerstörungen, wie sie sich beispielsweise bei der Erstürmung Magdeburgs zutrugen, erschienen schon den Zeitgenossen als Übertretung einer Norm, als Ungeheuerlichkeit und Kriegsgräuelt – so sehr, dass sie in ihrer Exzeptionalität bis heute das Bild des Dreißigjährigen Krieges maßgeblich prägen.²⁰

Doch erst die mediale Verarbeitung dieser Kriegsgewalt machte das Ereignis zu etwas, das über die Grenzen des betroffenen Gebiets hinaus als außergewöhnlich wahrgenommen und erinnert werden konnte. Die Medialisierung prägte das Bild der Stadtzerstörung im ‚öffentlichen‘ Diskurs,²¹ sowohl für die Zeit- und Leidensgenossen als auch für spätere Generationen.

¹⁸ Zum Konzept der „Kriegsverdichtung“ oder „Bellizität“ klassisch: Johannes Burkhardt, Die Friedlosigkeit der Frühen Neuzeit. Grundlegung einer Theorie der Bellizität Europas, in: Zeitschrift für Historische Forschung 24 (1997), S. 509–574. Auch: Johannes Burkhardt, Konfessionsbildung und Staatsbildung. Konkurrierende Begründungen für die Bellizität Europas? in: Andreas Holzem, Bernd Wegner (Hrsg.), Krieg und Christentum. Religiöse Gewalttheorien in der Kriegerfahrung des Westens, Paderborn 2009, S. 527–552.

¹⁹ Vgl. Kaiser, „Ärger als der Türk“ (wie Anm. 17), S. 156; Daniel Hohrath, Sönke Neitzel, Entfesselter Kampf oder gezähmte Kriegführung? Gedanken zur regelwidrigen Gewalt im Krieg, in: Dies. (Hrsg.), Kriegsgräuelt. Die Entgrenzung der Gewalt in kriegerischen Konflikten vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert, Paderborn u. a. 2008, S. 9–38, hier S. 17; Markus Meumann, Dirk Niefanger, Für eine interdisziplinäre Betrachtung von Gewaltdarstellungen des 17. Jahrhunderts. Einführende Überlegungen, in: Dies. (Hrsg.), Ein Schauplatz herber Angst. Wahrnehmung und Darstellung von Gewalt im 17. Jahrhundert, Göttingen 1997, S. 7–23, hier S. 8.

²⁰ Vgl. Medick, Historisches Ereignis (wie Anm. 8), S. 378 f.; Kaiser, „Ärger als der Türk“ (wie Anm. 17), S. 156 u. 166; Hohrath, Neitzel, Entfesselter Kampf oder gezähmte Kriegführung (wie Anm. 19), S. 17.

²¹ Grundlegend für den Begriff vgl. Jürgen Habermas, Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Frankfurt/M. 1990; kritisch dazu vgl. Jörg Requate, Öffentlichkeit und Medien als Gegenstände historischer Analyse, in: Geschichte und Gesellschaft 25 (1999), S. 5–32, hier S. 11–16.

Gerade der Begriff der Medialisierung bedarf einer Konkretisierung. In jüngerer Zeit stellt er ein oft genutztes Schlagwort in der Geschichtswissenschaft dar. Schon in der Einleitung zu ihrem Sammelband kritisieren Wolfgang Behringer u. a. die selbstverständlich scheinende Verwendung des Begriffes, die zu selten geklärt werde.²² Problematisch ist hier schon der Begriff des Mediums selbst. Seine beizeiten breite Auslegung erschwert seine konkrete Anwendung, da sich der Definitionsbereich teilweise weit über das alltägliche Verständnis von Kommunikation und Informationsvermittlung hinaus erstreckt.²³ Im Folgenden wird ein klassischer, enger Medienbegriff genutzt, der Sprache, Schrift und Druckmedien umfasst.²⁴ Medialisierung bedeutet demnach das Überführen einer konkreten Information in die Form eines bestimmten Mediums, wobei weder die Nachricht unverändert in das Medium übertragen wird, noch das Medium selbst durch seine Form die Nachricht völlig determiniert.²⁵ Bei der ‚Übertragung‘ der Information in eine bestimmte mediale Form handelt es sich nicht um eine einseitige Veränderung. Das medialisierte Geschehen wirkt auf das konkrete Geschehen und seine Wahrnehmung zurück, legt seine Bedeutung gewissermaßen erst fest. Dieser Aspekt der Performativität medialisierter Ereignisse ist zu berücksichtigen, soll sich der Begriff der Medialisierung nicht in der Bedeutung eines das ‚wahre Geschehen‘ überlagernden Zerrbildes

²² Vgl. Wolfgang Behringer, Milos Havelka, Katharina Reinholdt, Mediale Konstruktionen in der Frühen Neuzeit. Zur Einleitung, in: Dies. (Hrsg.), Mediale Konstruktionen in der Frühen Neuzeit, Affalterbach 2013, S. 9–24, hier S. 13 u. 16.

²³ Vgl. Fabio Crivellari u. a., Einleitung. Die Medialität der Geschichte und die Historizität der Medien, in: Dies. (Hrsg.), Die Medien der Geschichte. Historizität und Medialität in interdisziplinärer Perspektive, Konstanz 2004, S. 9–48, hier S. 22–25.

²⁴ In Anlehnung an die Kritik bei Frank Bösch, Ereignisse, Performanz und Medien in historischer Perspektive, in: Frank Bösch und Patrick Schmidt (Hrsg.), Medialisierte Ereignisse. Performanz, Inszenierung und Medien seit dem 18. Jahrhundert, Frankfurt/M. 2010, S. 7–29, hier S. 14. Dies deckt sich in etwa mit dem Begriff der „Sekundärmedien“, die beispielsweise Andreas Würigler für die Frühe Neuzeit als konstituierend ansieht. Vgl. Andreas Würigler, Medien in der Frühen Neuzeit, München 2009, S. 4.

²⁵ Wolfgang Behringer u. a., Mediale Konstruktionen in der Frühen Neuzeit (wie Anm. 22), S. 18.

erschöpfen.²⁶ Gerade für die Verarbeitung von Krieg und Gewalt ist die Analyse der Medialisierung von Bedeutung, lassen sich doch so die ‚Codes der Gewalt‘ für diese Zeit und das Ereignis nachvollziehen – wie also wurde Gewalt gesehen, gedacht und erfahren?²⁷

Ist nun der Aspekt Medialisierung geklärt, so bleibt der Begriff Medienereignis zu definieren. Ereignisse werden nicht als Gegensatz zu Strukturen und Prozessen aufgefasst, sondern als in Strukturen eingebettete singuläre Handlungsabfolgen verstanden, die in sich einzigartig sind und kollektive Maßstäbe erschüttern.²⁸ Um den Begriff der Kommunikation erweitert wird dieser Begriff bei Frank Bösch, der Ereignisse als Momente sieht, welche eine verdichtete Kommunikation auslösen und maßgeblich durch diese Kommunikation geprägt werden.²⁹ Mit dieser Erweiterung rückt der Begriff Medienereignis in ein verständlicheres Licht, da auch die mediale Kommunikation mitgedacht wird, welche das tatsächliche Geschehen aufnimmt, formt und das Wissen über das Geschehene sowohl über Orts- als auch über Zeitgrenzen hinaus verbreitet.

Gerade in der Frühen Neuzeit entwickelten sich während der Reformation und dem Dreißigjährigen Krieg in der Gestalt von Flugschriften und Flugblättern bewährte Medien der überregionalen Kommunikation. Das ‚Vor-Augen-treten-Lassen‘ von Ereignissen durch die häufig illustrierten Schriften war wichtig, um ihre Wirkmächtigkeit auch über den Kreis der am Ereignis Beteiligten hinaus zu erweitern und damit erhöhte Evidenz herzustellen. Das Geschehen vor Ort sollte über seine eigenen Grenzen hinaus sicht- und vorstellbar gemacht

²⁶ Bösch, Ereignisse, Performanz und Medien (wie Anm. 24), S. 10–15.

²⁷ Zu den „Codes der Gewalt“ siehe: Meumann, Niefanger, Für eine interdisziplinäre Betrachtung von Gewaltdarstellungen des 17. Jahrhunderts (wie Anm. 19), S. 12 f.

²⁸ Vgl. dazu exemplarisch Andreas Suter, Manfred Hettig, Struktur und Ereignis – Wege zu einer Sozialgeschichte des Ereignisses, in: Dies. (Hrsg.), Struktur und Ereignis, Göttingen 2001, S. 7–32, hier S. 7–12 u. 23 f.

²⁹ Vgl. Bösch, Ereignisse, Performanz und Medien (wie Anm. 24), S. 8.

werden, um so nicht nur Informationen zu verbreiten, sondern schlichtweg auch die Neugierde der Rezipienten zu befriedigen.³⁰

II. Die Zerstörungen Heidelbergs als Medienereignis

Die vorliegende Analyse stützt sich auf Flugblätter und Flugschriften aus der Zeit dieses Konfliktes, welche die Zerstörungen der großen pfälzischen Städte thematisieren, unter anderem auch Heidelberg. Gerade in krisenhaft erlebten Zeiten der kriegerischen Auseinandersetzung stellten Flugschriften und Flugblätter ständige mediale Begleiter der Zeitgenossen dar; in ihnen wurden aktuelle Geschehnisse, Probleme und politische Begebenheiten thematisiert und kommentiert.³¹ Sie spiegeln somit auch Ansichten, Meinungen und Vorstellungen der Zeitgenossen wider.

Die ausgewählten sechs Flugschriften und Flugblätter befassen sich mit den beiden Zerstörungen Heidelbergs im Neunjährigen Krieg. Sie stammen aus den jeweiligen Zerstörungsjahren 1689 und 1693, sind in Umfang und Illustration jedoch heterogen. Dies macht es möglich, die verschiedensten Medialisierungsstrategien der Ereignisse aufzuzeigen. Vier sind dem Jahr der ersten Zerstörung 1689

³⁰ Vgl. Thomas Weißbrich, Horst Carl, Präsenz und Information. Frühneuzeitliche Konzeptionen von Medienereignissen, in: Joachim Eibach, Horst Carl (Hrsg.), Europäische Wahrnehmungen 1650–1850. Interkulturelle Kommunikation und Medienereignisse, Hannover 2008, S. 75–100. Gerade Beschreibungen von Hoffesten sind hervorragende Beispiele für die fixierende, manchmal auch kodifizierende Funktion solcher Medialisierungen, vgl. dazu Volker Bauer, Höfische Gesellschaft und höfische Öffentlichkeit im Alten Reich. Überlegungen zur Mediengeschichte des Fürstenhofs im 17. und 18. Jahrhundert, in: Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte 5 (2003), S. 29–68.

³¹ Vgl. Michael Schilling, Flugblatt und Krise in der Frühen Neuzeit, in: Wolfgang Harms, Michael Schilling (Hrsg.), Das illustrierte Flugblatt in der frühen Neuzeit. Traditionen – Wirkungen – Kontexte, Stuttgart 2008, S. 157–177; Olaf Mörke, Pamphlet und Propaganda. Politische Kommunikation und technische Innovation in Westeuropa in der Frühen Neuzeit, in: Michael North (Hrsg.), Kommunikationsrevolutionen. Die neuen Medien des 16. und 19. Jahrhunderts, Köln 1995, S. 15–32, hier S. 16 f.

zuzuordnen.³² Zwei davon weisen Illustrationen auf – zum einen eine bildliche Darstellung des Brigadiers Mélac, zum anderen eine aus der Kupferstichreihe Merians entnommene Darstellung Heidelbergs.³³ Zu beachten sind textuelle Überschneidungen, die auf eine gegenseitige Beeinflussung der jeweiligen Flugschriften hinweisen. So sind beispielsweise die Schilderungen des *Berichts* nahezu unverändert in die Flugschrift *Das Ehmahlig Pracht-gezierte, Nunnehro Elendig-ruinirte Churfürstliche Residenz-Schloß Heidelberg* übernommen worden. Auch die Schilderung des Geschehens vor dem Masaker bei Handschuhsheim wurde aus dem *Bericht* wortgetreu in die *Wahrhaffte Contrafactur* übernommen. Die übrigen Flugschriften sind nach der zweiten Zerstörung 1693 entstanden und haben diese zum Thema.³⁴ Beide Gruppen fokussieren auf Personen als Träger des

³² Anonymus, Bericht / was die königl. frantzösis. Guarnison zu Heydelberg / unterm Commando des Brigadiers Comte de Melac / in denen um selbige Churfürstl. Residentz-Stadt gelegenen Städtlein / Flecken und Dorffschafften vom 28. Jan. bisz den 3ten Febr. vor erschreckliche Grausamkeiten verübet, [o. O.] [1689]. Online abrufbar unter: <http://diglib.hab.de/drucke/gl-kapsel-1-33s/start.htm?image=00001>, 21.05.2013; Anonymus, Das Ehmahlig Pracht-gezierte, Nunnehro Elendig-ruinirte Churfürstliche Residenz-Schloß Heidelberg / Gantz eigentlich in Kupffer abgebildet / Nebst einer Relation Von den grausamen Proceduren / mit welchen die Stadt und umgelegene Landschafft zu Heydelberg von dem Französischen Mord-Brenner Melac, seit dem friedbrüchigen Einfall jämmerlich gequälet / und durch Plündern / Sengen und Brennen erbärmlich ruiniret worden, Augsburg 1689. Für die vorliegende Arbeit durch die Universitätsbibliothek Heidelberg digitalisiert und online abrufbar unter: <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/heidelberg1689>, 27.05.2013; Anonymus, Die Betrübe und zerstörte Chur-Pfaltz / welche Die Barbarischen und Tyrannischen Franzosen an Heydelberg / Mannheim / Speyer / Worms / Franckenthal und Landau / Mordbrennerisch und unchristlich in die Asche gelegt und alles Volck erbärmlich daraus verjaget. Welches mit Schrecken und nicht ohne Thränen allhie kan gelesen werden, [o. O.] 1689. Für die vorliegende Arbeit durch die Universitätsbibliothek Heidelberg digitalisiert und online abrufbar unter: http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/chur_pfaltz1689, 27.05.2013; Anonymus, Warhaffte Contrafactur und kurze Vorstellung der abscheulichen Mord-Brennereyen des Französischen Brigadiers MELAC / Welche er in diesem 1689. Jahr als ein grausamer Bluthund / samt seiner verfluchten Französischen Rott an unterschiedlichen Orten des Neckars und Rheins ausgeübet, Nürnberg 1689. Abgedruckt in: Bahns, Wechsler, Flugblätter (wie Anm. 11), S. 58.

³³ Vgl. Matthaeus Merian, *Topographia Palatinatus Rheni et Vincinarum Regionum*, Braunschweig 2005 [1672], S. 39 f.

³⁴ Anonymus, Gründliche Relation, was sich bey der Wegnehmung und Eroberung der Stadt und Schlosses zu Heydelberg / als solche den 22. May St. N. dieses

Geschehens. Das ‚Erzählen‘ der Zerstörung wird durch diesen Fokus nicht behindert oder überstrahlt – vielmehr wird die Zerstörung Heidelbergs gerade durch die Konzentration auf einige ‚Akteure der Zerstörung‘ erzählbar.

Auffällig ist, dass die ‚großen‘ Akteure, die in der Historiographie stets herausgestellt werden, wie beispielsweise Ludwig XIV. oder sein Minister Louvois, in den Erzählungen der Flugschriften fehlen. Ein Fokus auf die Entscheidungsträger der französischen Kriegspolitik, vor allem auf Ludwig XIV., ist also nicht feststellbar, obwohl gerade dies oft als wesentlicher Bestandteil antifranzösischer Publizistik der Zeit genannt wird.³⁵ Sie sind nicht präsent und augenscheinlich nicht am konkreten Ereignis beteiligt, auch wenn viele der Anweisungen der französischen Truppen direkt auf diese Personen zurückgehen. Die Konzentration auf unmittelbar Beteiligte hat zur Folge, dass andere wichtige Personen und Entscheidungsträger, die im Vorfeld in die Besetzung der Stadt involviert waren, ausgeblendet werden. Die Taten des Befehlshabers Courtanvaux³⁶ beispielsweise, mit dem die Heidelberger Bevölkerung 1688 wiederholt aufgrund seiner Verletzungen der Kapitulationsvereinbarung im Streit lag, werden von der Brutalität Mélacs überstrahlt. Und der Comte de Tessé, dessen Intervention Heidelberg seine relative Schonung 1689 verdankte,

1693sten Jahres abermals in Frantzösische Hände gerathen / begeben, [o. O.] 1693. Online abrufbar unter: http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:gbv:3:1-20107_21.05.2013; Anonym, Kurtze und wahrhaftige Beschreibung / Welcher gestalt Die Uralte Chur-Pfälzische Residentz-Stadt Heydelberg / den 9. Maji St. V. 1693. Von den Frantzösischen Troupen unter der Anführung Mareschal de Lorges berennt / den 12. St. V. eingenommen / und nachdeme selbige mit den Einwohnern erbärmlich umgegangen / so gleich geplündert und in die Aschen gelegt und gänzlich verheert worden, Frankfurt/M. 1693. Online abrufbar unter: <http://digital.slub-dresden.de/werkansicht/dlf/71518/1/cache.off>, 21.05.2013.

³⁵ Vgl. Wrede, *Das Reich und seine Feinde* (wie Anm. 7), S. 333–340.

³⁶ Michel François Le Tellier de Louvois, Marquis de Courtanvaux, war ein Sohn des Ministers Louvois und für seine Grausamkeit und Härte bekannt. Als er am Ende des Jahres 1689 als Kommandant der dort in die Winterquartiere geschickten Truppen nach Heidelberg kam, erpresste er unter Androhung von militärischen Zwangsexekutionen so lange erhebliche Kontributionszahlungen von der Stadt, bis er aufgrund der vermehrten Beschwerden der Heidelberger versetzt wurde. Vgl. Salzer, *Das Schloss gesprengt* (wie Anm. 4), S. 29–35.

wird nur in *Das Ehmählig Pracht-gezierte, Nunmehr Elendig-ruinierte Churfürstliche Residenz-Schloß Heidelberg* am Rande erwähnt. Ebenfalls ein Schattendasein fristet der erste Stadtkommandant Ronville,³⁷ der zwar benannt wird, aber ebenfalls hinter Mélac zurücktritt; seine Verletzung der Kapitulationsvereinbarung erscheint angesichts der Brutalität des Brigadiers wenig erzählenswert.

III. Träger des Geschehens: Mélac und Heddersdorf

Ohne Zweifel ist Mélac der am meisten genannte und beschriebene Akteur in den Flugschriften zur ersten Zerstörung Heidelbergs. Er verkörpert für die Zeitgenossen alles Böse und Grausame. Das heißt allerdings nicht, dass er allein für die Grausamkeiten der französischen Truppen verantwortlich gemacht wird – schließlich ist es stets nicht nur der französische Offizier, sondern er „samt seiner verfluchten Französischen Rott“,³⁸ der Heidelberg und das Umland terrorisiert; nicht nur ein einziger Offizier fällt über die Pfalz her, sondern „Die Barbarischen und Tyrannischen Franzosen“.³⁹ Der Brigadier wird jedoch stets aus dieser anonymen Masse herausgehoben als Exempel französischer Grausamkeit. Er bildet gewissermaßen das personalisierte Feindbild.⁴⁰

Mélac wird vor allen Dingen im *Bericht* und in der den *Bericht* kolportierenden Darstellung des „Ehmählig Pracht-gezierten, Nunmehr Elendig-ruinierten Churfürstlichen Residenz-Schloß Heidelberg“ sowie in der *Warhafften Contrafactur* im Kontext des Massakers bei Handschuhsheim beschrieben, damals ein Dorf in der Nähe der Stadt. Die-

³⁷ Obristlieutenant de Ronville wurde wenige Tage nach der Besetzung der Stadt zum Stadtkommandanten ernannt. In der Folge verlangte er höhere Abgaben der Quartiergeber an die einquartierten Soldaten und ließ die Kanzlei versiegeln, sodass die Verwaltungstätigkeit in Heidelberg faktisch zum Erliegen kam. Vgl. Salzer, *Das Schloss gesprengt* (wie Anm. 4), S. 27 f.

³⁸ *Warhaffte Contrafactur* (wie Anm. 32), Z. 4 f.

³⁹ Die Betrübte und zerstörte Chur-Pfaltz (wie Anm. 32), S. 1.

⁴⁰ Vgl. Wrede, *Das Reich und seine Feinde* (wie Anm. 7), S. 400.

ses Teilereignis der Zerstörung Heidelbergs erscheint aufs Engste mit seiner Person verknüpft.

Ein Attribut, was sich durchgängig durch die Beschreibungen des Brigadiers zieht, ist das des ‚Mordbrenners‘: Formulierungen wie „Der Mordbrenner Brigadier Mélac“⁴¹ oder „der wegen seiner Mord-Brennerey beruffene Französische Brigadier Melac“⁴² finden sich in sämtlichen Flugschriften, die sich mit seiner Person beschäftigen. Er ist derjenige, wie es in dem Reimgedicht des ihm gewidmeten Flugblattes *Warhaffte Contrafactur* heißt, „der nichts als Mord und Brand in seinem Rachen führt“;⁴³ das dem Flugblatt beigefügte Bild zeigt Mélac mit zwei Fackeln, im Hintergrund die brennende Stadt. Der hier benutzte Begriff des Mordbrenners ist keine willkürlich gewählte Beschreibung, sondern der Rückgriff auf einen ‚strafrechtlich‘ bekannten Tatbestand. So definiert Zedlers Universallexikon einen Mordbrenner als „in denen Rechten alle die, so boßhafter, geflissener und fursetzlicher Weise, entweder aus Haß, oder ihres Raubes, oder anderer Gottlosigkeit halber in eine Stadt, Dorff oder Lager Feuer anlegen und abbrennen“⁴⁴ und ein Blick in das Deutsche Rechtswörterbuch belegt den Begriff bis zu seiner Erwähnung im Sachsenspiegel aus den Jahren 1224 und 1225.⁴⁵ Mélacs Kriegshandeln wird aufgrund der Verwendung dieses Begriffs einem rechtlich kodifizierten Strafbestand zugeordnet – er erscheint nicht als Soldat, sondern als Urheber eines Kapitalverbrechens.

⁴¹ Das Ehmahlig Pracht-gezierte, Nunmehr Elendig-ruinierte Churfürstliche Residenz-Schloß (wie Anm. 32), S. 13, Z. 12.

⁴² Warhaffte Contrafactur (wie Anm 32), Z. 41 f.

⁴³ Ebd., Z. 8 f.

⁴⁴ Vgl. Johann Heinrich Zedler, Großes vollständiges Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste, Leipzig 1732–1754, abgerufen als Online-Ressource unter <http://www.zedler-lexikon.de/index.html>, hier Bd. 21, Sp. 1582, 12.07.2013.

⁴⁵ Vgl. Deutsches Rechtswörterbuch Online, abrufbar unter: <http://drw-www.adw.uni-heidelberg.de/drw/>, 12.07.2013.



Abb. 1: Brigadier Comte de Mélac vor der brennenden Stadt Heidelberg. Kupferstich. Aus: *Warbafte Contrafactur* (wie Anm. 32). Abgedruckt in: *Bahns, Wechsler, Flugblätter* (wie Anm. 11), S. 58.

Doch nicht nur durch ungerechtfertigte Grausamkeit wird der französische Offizier charakterisiert, sondern auch durch seine Arglist und Unehrllichkeit, welche an das klassische Feindbild des „arglisti-

gen, barbarischen Heiden⁴⁶ als Stereotyp erinnert, welches als Übertragung auf „die unehrlichen Franzosen“ in scharfem Gegensatz zum Attribut und Selbstbild der „teutschen Ehrlichkeit“ steht.⁴⁷ Hier lässt sich bereits die Logik der Feindbilder erkennen, welche Simona Slanicka treffend als „spiegelbildliche Verzerrung“⁴⁸ charakterisiert: Französische Lüge steht als negatives Spiegelbild der deutschen Ehrlichkeit gegenüber. Greifbar wird dies im *Bericht* im Kontext der Plünderung und Brandschatzung des Dorfes Schrietzheim: „Die Unterthanen hatten sich vorhin schon alle auf das Gebürg salviret / und haben nicht herbey getrauet / biß der Brigadier Melac ihnen zugerufen / und endlich bey teutscher Parole versprochen / es sollte ihnen kein Leyd geschehen / und nichts verbrennet werden“.⁴⁹ Dabei hatten die französischen Truppen zu diesem Zeitpunkt bereits sämtliche Habe der Einwohner verbrannt.

Eine ganz ähnliche Passage findet sich in der *Warhafften Contrafactur* wie auch bei der Beschreibung der Zerstörung der Stadt in *Die Betrübte und zerstörte Chur-Pfaltz*, in der die Unehrllichkeit des Brigadiers herausgestellt wird:

„In der Stadt hielte Obrist Melac zu Pferde vor dem Rahthause / und hatte den Bürgern vorhero versprochen / daß dem Rahthause nichts sollte zu wieder geschehen / und daß die Bürger [...] nur all ihre Sachen auffß Rahthaus sollten bringen. Als aber dieses geschehen [...] daß Rahthauß eben so wohl als andere fürnehmste Häuser durch den Brandt in die Lufft geschicket.“⁵⁰

⁴⁶ Vgl. Michael Schilling, Aspekte des Türkenbildes in Literatur und Publizistik der Frühen Neuzeit, in: Wolfgang Harms, Michael Schilling (Hrsg.), *Das illustrierte Flugblatt in der frühen Neuzeit. Traditionen – Wirkungen – Kontexte*, Stuttgart 2008, S. 227–238, hier S. 229.

⁴⁷ Vgl. Wrede, *Das Reich und seine Feinde* (wie Anm. 7), S. 349–351.

⁴⁸ Simona Slanicka, Feindbilder. Die Darstellung des Kriegsgegners als negatives Spiegelbild, in: Birgit Emich, Gabriela Signori (Hrsg.), *Kriegs/Bilder in Mittelalter und Früher Neuzeit*, Berlin 2009, S. 93–120, hier S. 96.

⁴⁹ Bericht (wie Anm. 32), S. 4, Z. 25–28.

⁵⁰ Die Betrübte und zerstörte Chur-Pfaltz (wie Anm. 32), S. 6, Z. 12–20.

Eine Bildlichkeit, die sich bei Mélacs suggerierter Nähe zum Feuer geradezu aufzudrängen scheint, ist die Verortung seiner Person in der Nähe des Teuflischen, der Hölle, des Satans selbst. Solche Verortungen gaben Feindbildern in der Flugblattpublizistik des 17. Jahrhunderts mehr Plausibilität und machten die absolute Boshaftigkeit des Feindes noch deutlicher.⁵¹ Beschreibungen dieser Art finden sich in sämtlichen hier analysierten Flugschriften in großer Häufigkeit. Er sei „vom bösen Geist Besessen, [der] vermaledeyte Unchrist [gebe] Gottlosen Befehl“;⁵² christliche Tugenden wie Barmherzigkeit und Gnade suche man bei ihm vergeblich, Verweise auf Gott und das Jüngste Gericht verlache er. Es wird gar evoziert, der Franzose wisse um sein Schicksal, wenn ihm blasphemische Worte in den Mund gelegt werden: „so hat doch dieser Melac gantz höhnisch geantwortet: Was Gott! Was Gott! Er wüste wol / daß er vorhin des Teuffels wäre / wollte sich also erst recht verdient umb seine Verdamiß machen“.⁵³ Auch gotteslästerliche Handlungen in Kirchen werden ihm angelastet – „so gar in Catholischen Kirchen“.⁵⁴ Seine eigene Konfession scheint ihm nichts zu bedeuten. Sein Pakt mit dem Teufel jedoch wird den Offizier einen hohen Preis kosten, wie die *Wahrhaffte Contrafactur* weiß. Im Reimgedicht droht ihm das ewige Feuer: „Dein Maß vielleicht ist voll / Die Straffs Ruht vor der Thür. Die Flamme / womit du die armen Leut Verheeret / Hat kurze Zeit gewährt mit ihrem grossen Leid / Dir Satans Eben-Bild ist gar gewiß bereit / Ein ewig brennend Feuer / das nimmermehr verzehret“.⁵⁵ Am Ende des Flugblattes wird diese angedeutete Strafe sogar medial umgesetzt: Angeblich liege Mélac zum Zeitpunkt des Erscheinens des Blattes in Straßburg und könne „weder genesen noch ersterben [...] / abscheuliche schwarze Geister

⁵¹ Vgl. Wolfgang Harms, Feindbilder im illustrierten Flugblatt der Frühen Neuzeit, in: Franz Bosbach (Hrsg.), Feindbilder. Die Darstellung des Gegners in der politischen Publizistik des Mittelalters und der Neuzeit, Köln u. a. 1992, S. 141–178, hier S. 153.

⁵² Wahrhaffte Contrafactur (wie Anm. 32), Z. 8 f., 48 u 51.

⁵³ Die Betrübe und zerstörte Chur-Pfaltz (wie Anm. 32), S. 5, Z. 19–22.

⁵⁴ Wahrhaffte Contrafactur (wie Anm. 32), Z. 195 f.

⁵⁵ Ebd., Z. 31–40.

sollen sich ihm vorstellen / und um ihn herumschwärmen“.⁵⁶ Die Beschreibung seiner Grausamkeiten endet in diesem Flugblatt vor der eigentlichen Stadtzerstörung, es ist also anzunehmen, dass es noch vorher erschienen ist. An der Stadtzerstörung war Mélac jedoch faktisch beteiligt. Hier scheint die Strafe für den französischen Offizier herbeigeschrieben worden zu sein.

Zuletzt sei auf eine weitere Ausschmückung dieses Negativbildes des Brigadiers eingegangen, die ihn noch näher an die Hölle heranrückt: Angeblich habe Mélac einen „fuchsrohten Hund“ bei sich gehabt, „der auch Melac geheissen / mit welchem die andern Hunde keine Gemeinschaft halten wollen / bey welchem Hunde der Melac also bald wissen koennen / wann etwas Mordbrennerisches und Tyrannisches auszurichten“.⁵⁷ Was hier nur angedeutet wird, wird in *Warhaffte Contrafactur* deutlich ausgesprochen: Hier ist Mélac im Besitz von mehreren „bekannten Hunden / so mit dem Teuffel besessen zu seyn geglaubet wurden“; angeblich nötigte er sogar einen evangelischen Pfarrer bei Androhung des Todes dazu, einem verstorbenen Hund eine Leichenpredigt zu halten.⁵⁸ Diese Verbindung erinnert an die volkstümliche Vorstellung des Erscheinens des Teufels in der Gestalt eines Hundes an der Seite von Hexen, um Schadenszauber zu wirken und Unglück zu bringen; zum Teil nahm man auch die Verwandlung der Hexen selbst in Tiere an, wie in Katzen oder Krähen.⁵⁹ Konsequenterweise wird das Bild des Hundes auch auf die Person Mélac übertragen, wenn er „Bluthund“⁶⁰ oder „Feuer-Hund“⁶¹ genannt wird. Diese Tiersymbolik hat sich, zusammen mit der ganzen medial inszenierten Figur Mélacs, tief in das kollektive Gedächtnis der Pfalz

⁵⁶ Ebd., Z. 202–205.

⁵⁷ Die Betrübe und zerstörte Chur-Pfaltz (wie Anm. 32), S. 5.

⁵⁸ Warhaffte Contrafactur (wie Anm. 32), Z. 181–183.

⁵⁹ Zum volkstümlichen Magieglauben und der Verbindung des Tierisch-Animalischen mit Zauberei und Hexerei vgl. Eva Labouvie, Hexenspuk und Hexenabwehr. Volksmagie und volkstümlicher Hexenglaube, in: Richard van Dülmen (Hrsg.), Hexenwelten. Magie und Imagination, Frankfurt/M. 1987, S. 49–93, hier S. 88. Warhaffte Contrafactur (wie Anm. 32), Z. 5.

⁶¹ Das Ehmahlig Pracht-gezierte, Nunmehr Elendig-ruinirte Churfürstliche Residenz-Schloß (wie Anm. 32), S. 11, Z. 9.

eingeschrieben und erscheint heute regional als einer der präsentesten Teile des Neunjährigen Krieges.⁶²

Wenn Mélac die tragende Figur der ersten Medialisierung der Zerstörung Heidelbergs ist, dann zeigt dies recht deutlich, wie eine Person zum Ziel von Dämonisierung und Empörung aufgewertet wurde. Für die zweite Zerstörung Heidelbergs 1693 lässt sich ebenfalls die Konzentration auf eine ganz bestimmte Person festhalten, die allerdings kein Franzose ist: Es ist hier vielmehr der deutsche Stadtkommandant Heidelbergs, Georg Eberhard von Heddersdorf. Er spielt in den Flugschriften des Jahres 1693 eine tragende Rolle – ihm wird die alleinige Schuld an Heidelbergs zweiter Zerstörung angelastet. Die Schilderung seiner Unfähigkeit nimmt sogar breiteren Raum ein als die genaue Beschreibung der Stadtzerstörung.

Dies ist besonders in der *Gründlichen Relation* ersichtlich, in der Heddersdorfs Verhalten minutiös dokumentiert wird. Schon am Anfang wird auf eine Gegensätzlichkeit hingewiesen: Heidelbergs Befestigungsanlagen werden zu einem großen Teil mit Bürgerkontingenten besetzt, „und obwol dieselbe bis auf den fünfften Tag nicht waren abgelöset worden / waren sie dennoch zum Fechten wohl gemuth / und hatten sich auffs äusserste zu defendiren resolviret“.⁶³ Diesen als standhaft präsentierten Heidelbergern wird hier jedoch sogleich das Verhalten Heddersdorfs gegenübergestellt: „Es verursachte aber bey vielen alsobald böse impressionses, daß der General / anstatt er sie zur Defension anmahnen sollen / bey allen Posten anzeigen ließ / wohin man bey einer Attaque die redirate nehmen sollte“.⁶⁴ Hier wird also

⁶² Gerhard Fritz sah sich gar bei seinem Vortrag zur Verleihung des Heimatpreises im Jahr 1993 dazu genötigt, Mélac anzusprechen, obgleich dieser im Zeitraum 1693, den Fritz thematisierte, keine gewichtige Rolle mehr spielte. „Ich habe eine ganze Reihe von Briefen erhalten, in denen vom ‚berüchtigten Franzosengeneral Mélac‘, vom ‚Mordbrenner Mélac‘, vom ‚Ungeheuer Mélac‘ die Rede ist.“ Vgl. Gerhard Fritz, *Das Franzosenjahr 1693 an Rems und Murr*. Vortrag am 30. November 1993, Weiblingen 1993, S. 15.

⁶³ *Gründliche Relation* (wie Anm. 34), S. 3, Z. 10–13.

⁶⁴ Ebd., Z. 15–18.

schon direkt am Anfang auf Heddersdorfs Verzagtheit hingewiesen; er vernachlässigt neben seinen adelig-militärischen Tugenden von Standhaftigkeit und Affektbeherrschung nicht zuletzt auch seine moralische Verantwortung als Stadtkommandant, die Moral der Truppen durch selbstsicheres Auftreten zu stärken.

Diese Verzagtheit steigert sich in den folgenden Schilderungen zum Vorwurf von Feigheit und Unfähigkeit. Während der folgenschwere Rückzugsbefehl Heddersdorfs in beiden Flugschriften recht nüchtern beschrieben wird, wird in der „Gründlichen Relation einem Offizier folgendes in den Mund gelegt: „Herr General / was haben wir gethan / solches ist nicht zu verantworten“. ⁶⁵ Nach dem gescheiterten Versuch, die Vorstadt wieder zu besetzen, schließt die *Gründliche Relation* diesen Abschnitt mit den Worten:

„Also ist diese Stadt liederlich und unverantwortlicher Weise ohne einigen Canon-Schuß und Verrückung einer einzigen Pallisade verlohren gangen / und seynd dadurch so viel 1000. Menschen ins äusserste Elend gesetzt worden. Etliche vermeynen / es sey einige Verrätherey darbey vorgegangen / andere halten aber darvor / daß es vielmehr eine unverständige / verzagte Bernheuterey gewesen.“ ⁶⁶

Es wird auf Heddersdorfs Verantwortungslosigkeit hingewiesen, die sogar so weit geht, dass der Vorwurf des Verrates im Raum steht. Bei den nun folgenden Plünderungen steht vor allen Dingen seine Passivität im Vordergrund; immer wieder stellt der Kommandant die Notwendigkeit der Kapitulation heraus und verweist auf die Unmöglichkeit, das Schloss zu halten. Dazu abschätzig die *Gründliche Relation*: „In Summa / es sollte alles helffen zu justificierung seiner Capitulation“. ⁶⁷

⁶⁵ Ebd., S. 4, Z. 23 f.

⁶⁶ Ebd., S. 5, Z. 4–9.

⁶⁷ Ebd., S. 7, Z. 4 f.

Doch nicht nur Feigheit, Inkompetenz und Unverantwortlichkeit werden dem Kommandanten angelastet, sondern auch Gier und Gewissenlosigkeit. Besonders der Handel mit Passierscheinen macht Heddersdorf zu einer negativen Figur. In *Kurtze und warhafftige Beschreibung* wird dies angeprangert, weil dadurch die meisten Bürger ihre Habe nicht vor den Franzosen retten konnten: „so aber andern / zum theil nicht zugelassen werden wollten / zum theil aber weil sie das grosse Geld / so der darin gelegene Commendant, General von Heddersdorff / Teutscher Ordens Ritter / vor die Paß forderte / nicht zu erlegen hatten“.⁶⁸ Was den christlichen Heidelberger Bürgern versagt bleibt, wird den Juden Heidelbergs ermöglicht, und in der Flugschrift als Ungerechtigkeit gegenüber den Christen herausgestellt: „Massen dann / welches Christlichen Ohren zu hören erschrecklich / die Juden von dem Commendanten / was sie nur wollten / erhielten / als deren verschiedene Pässe vor 50. und mehr Rthlr. erkaufften“.⁶⁹ Durch diese Ausführungen erscheint Heddersdorf gar als Verräter am christlichen Glauben und wird ebenfalls in die Nähe Mélacs gerückt.

Auch in *Gründliche Relation* erscheint Heddersdorfs Passhandel in sehr negativem Licht, allerdings aus anderem Grund. Hier wird die Unmöglichkeit, das Heidelberger Schloss länger gegen die Franzosen zu verteidigen, mit seinem Passhandel in Verbindung gebracht: „Es ist zwar nicht ohne / dass sich das Schloß nimmermehr hätte halten können / welches aber der Herr General durch seinen gewünschten und unersättlichen Geld-Geiz verursacht“.⁷⁰ Heddersdorfs besonderer Umgang mit der jüdischen Bevölkerung steht erneut im Zentrum der Kritik, zumal er selbst gegen die Unschuldigsten unnachgiebige Härte walten lassen. Er „wollte [...] kein Weib noch Kind zur Stadt hinaus lassen / man müste dann zuvor einen Paß von ihm lösen / [...] selben von 1. biß 10. Reichsthaler bey denen Christen / bey den Juden aber biß 100. Gulden gesteigert / und wann einer

⁶⁸ Kurtze und wahrhafftige Beschreibung (wie Anm. 34), S. 2, Z. 12–15.

⁶⁹ Ebd., S. 2, Z. 17–21.

⁷⁰ Gründliche Relation (wie Anm. 34), S. 7, Z. 6–8.

gleich einen Paß hatte / so kam contra Ordre / man sollte niemand paßieren lassen“.⁷¹ Dieser „unersättliche Geld-Geiz“ bringt auch den unbekanntem Autor der Flugschrift um seine Habe: „wie mir denn dergleichen auch begegnet / und dadurch um alle das Meinige kommen bin“.⁷² Im Endeffekt sorgt dies laut der Flugschrift dafür, dass die Stadt „so voll Volcks wurde / daß fast keiner dem andern ausweichen kunte“⁷³, was sowohl die Verteidigung erschwerte als auch hohe Opferzahlen verursachte.

Die Verfasser werfen Heddersdorf Versagen auf ganzer Linie vor, ohne nur auf sachlicher oder taktischer Ebene zu argumentieren. Vielmehr sind es moralische Defizite, die dem Kommandanten angelastet werden. Feigheit und Gier stechen heraus; seinetwegen wird Heidelberg 1693 zerstört. Dahinter tritt die Schuldzuweisung an die französischen Truppen merklich zurück.

IV. Gewalt und Kriegsgräuel. Die zerstörte Stadt in der Medialisierung

Neben den beschriebenen Akteuren der Zerstörung nimmt die Kriegsgewalt einen breiten Raum in der Medialisierung der Heidelberger Stadtzerstörungen ein. Sie wird als ungerechtfertigt und zügellos, barbarisch und brutal wahrgenommen und medialisiert. Dies schärft zum einen das Feindbild: „Je grausamer der Gegner dargestellt wurde, desto eher konnte man sich selbst als Vertreter des Rechts und des Guten gerieren.“⁷⁴ Zum anderen befriedigt diese Darstellung auch eine gewisse Faszination an der Gewalt, die eine „gerne verbreitete Nachricht im barocken theatrum mundi“⁷⁵ war. Demgegenüber verblissen andere denkbare Schlüsselthemen in der Medialisierung; auf konfessioneller Ebene erfolgt beispielsweise keine Argumentation

⁷¹ Ebd., Z. 9–14.

⁷² Ebd., Z. 17 f.

⁷³ Ebd., Z. 20 f.

⁷⁴ Hohrath, Neitzel, Entfesselter Kampf oder gezähmte Kriegführung (wie Anm. 19), S. 17.

⁷⁵ Vgl. Meumann, Niefanger, Für eine interdisziplinäre Betrachtung von Gewaltdarstellungen des 17. Jahrhunderts (wie Anm. 19), S. 10.

in den Flugschriften. Die Tatsache, dass mit dem Französischen Heer eine katholische Macht die Pfalz besetzt und teilweise brutal rekatolisiert hatte,⁷⁶ spielt keine Rolle. Im Folgenden sollen ausgewählte Beispiele verdeutlichen, in welcher Weise die Gewalt, die Täter und die Opfer dargestellt werden.

Auffällig ist zunächst die genaue Schilderung des Massakers bei Handschuhsheim Ende Januar 1689, wo französische Truppen bei dem Versuch, eine Gruppe von Freischärlern einzukreisen, über fünfzig unbeteiligte Zivilisten niedermachten, die sich zufällig auf der Straße vor dem Dorf befanden. Die hier wahrgenommene Grenzüberletzung in Sachen Kriegsgewalt, deren Wahrnehmung selbst von der medialen Vermittlung anderer Kriegsgräueltaten geformt war, wurde verstärkt als solche in den Flugschriften medialisiert und als unverhältnismäßig dargestellt. Massive Gewalt gegen Wehrlose gräbt sich als Referenzereignis ganz besonders in das kollektive Gedächtnis von Gemeinschaften ein und steigert die Intensität von Feindbildern noch weiter.⁷⁷ Dies erklärt die starke Resonanz, die das Geschehen in der Medialisierung der ersten Zerstörung von 1689 erfahren hat.

Besonders der *Bericht* geht auf die Gewalt in Handschuhsheim ein. Der dort entfaltete ‚Katalog der Grausamkeit‘ handelt die Gewalt detailliert an den Opferschicksalen verschiedener Personen ab, die gleichsam als Exempel verwendet werden, um die Unchristlichkeit des Gegners herauszustellen. In diesen Schilderungen finden sich sämtliche Gewalterfahrungen wieder, die im Krieg gemacht werden können: Vergewaltigung, Folter, Plünderung und Mord. Unter Punkt 2 heißt es beispielsweise: „Etliche Weiber seynd gantz nackend ausgezogen gewesen / mit welchen noch einige Frantzösische Officierer Mitleiden gehabt / und ihnen alte Mantel zugeworffen / sich damit zu bedecken / darunter sie aber vor den Soldaten gleichwol nicht

⁷⁶ Vgl. Dotzauer, *Der historische Raum* (wie Anm. 2), S. 153–155.

⁷⁷ Vgl. Peter Burschel, *Das Heilige und die Gewalt. Zur frühneuzeitlichen Deutung von Massakern*, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 86 (2004), S. 341–369, hier S. 342–343; Slanicka, *Feindbilder* (wie Anm. 47), S. 96.

sicher seyn können“.⁷⁸ Gerade die Gewalt gegen Frauen nimmt in den Beschreibungen der Kriegsgräuelt einen besonderen Stellenwert ein. Durch die besondere Fokussierung werden sie gewissermaßen als Spiegel der zerstörten Stadt selbst dargestellt.⁷⁹ Auch das Waisenhaus wird ausgeplündert, ein alter Mann wird zur Belustigung „mit dem Kopff gegen den Boden gestaucht“;⁸⁰ selbst die Toten werden noch in ehrwürdiger Weise verstümmelt: „Einigen schon Ertödteten haben die Frantzösischen Soldaten noch viel Stiche gegeben / auch theils Nasen und Ohren abgeschnitten / wie sie dann noch eine Anzahl Ohren nacher heydelberg gebracht / und mit deren Vorzeigung sich belustiget haben sollen“.⁸¹

Diese Aufzählungen erinnern stark an Topoi der Gewalt, wie sie seit dem Mittelalter vor allen Dingen auf die Grausamkeit der Türken angewendet wurden; besonders die folgende Schilderung ist ein immer wiederkehrendes Bild extremer Gewalt, welches seinen Ursprung im Feindbild des ‚Heiden‘ findet:⁸² „[W]orunter sich auch ein Fischer von Heydelberg mit seiner hochschwängern Frau befunden / so mit einem Bajonett erstochen / ihr der Leib aufgerissen / und also samt ihrer Leibes-Frucht bey ihrem Mann todt gefunden worden“.⁸³ Die Zahl der Opfer wird im Bericht mit 150 angegeben und steht wie ein vergleichsweise nüchternes Fazit hinter den grausamen Beispielen.

Im Vergleich der Flugschriften erscheint der Bericht über Handschuhsheim wie eine Vorwegnahme der Gewaltexzesse französischer Truppen, die auch bei den eigentlichen Stadtzerstörungen beklagt wurden. Durch die in aller Deutlichkeit und Härte detailliert beschriebene Gewalt wird das Bild eines unmenschlichen, ‚barbarischen‘ Gegners erzeugt.

⁷⁸ Bericht (wie Anm. 32), S. 3, Z. 6–8.

⁷⁹ Vgl. dazu: Rublack, *Wench and Maiden* (wie Anm. 8).

⁸⁰ Bericht (wie Anm. 32), S. 3, Z. 32.

⁸¹ Ebd., S. 4, Z. 6–9.

⁸² Vgl. Schilling, *Türkenbild* (wie Anm. 46), S. 229–231.

⁸³ Bericht (wie Anm. 32), S. 2 f., Z. 43–41.

Auch das Mordbrennen der Franzosen ist Thema in den Flugschriften. Was hier besonders augenfällig wird, ist die Systematik und Totalität der angestrebten Zerstörung. Dies trifft insbesondere auf die erste Zerstörung Heidelbergs im Jahr 1689 zu. Hier häufen sich in den Flugschriften Formulierungen, die darauf verweisen: Beispielsweise wird Mélac in den Mund gelegt, „daß er keinen Schweinestall ihnen mehr wollte stehen lassen“,⁸⁴ selbst Möbelstücke sollen vollkommen vernichtet werden: „Zu Schrietzheim hatte er mit seinen Hencker-Knechten die Betladen / Schräncke / Zuber / Fässer und dergleichen aus den Häusern und Kellern auf die Gassen gebracht und verbrannt“.⁸⁵ Diese systematische und vor allen Dingen vollkommene Zerstörung durch Feuer wurde von den Zeitgenossen als extreme Überschreitung der ‚normalen‘ Kriegsgewalt gesehen und folglich auch mit dem Tatbestand der Mordbrennerei beschrieben. Durch die Systematik und den Umfang der Zerstörung rückt die Tat erst in den Fokus; erst dadurch wird Mélac zum Mordbrenner.

Der Begriff taucht bei der Zerstörung 1693 hingegen nicht auf, obwohl dem Feuer dort die gesamte Stadt zum Opfer fiel. Die angestrebte Systematik der Vernichtung fehlt, das Feuer brach unkontrolliert aus – und war doch verheerender als das der Mordbrenner vier Jahre zuvor. Allerdings wurde das Heidelberger Umland nicht derart in Mitleidenschaft gezogen wie bei der ersten Zerstörungsaktion im Jahr 1689.

Wie bereits anhand der Schilderungen zum Massaker bei Handschuhsheim deutlich wurde, lässt sich beim Blick auf die Medialisierung der beiden Stadtzerstörungen das angesprochene Bild des ‚Heiden‘, des ‚Barbaren‘ und ‚Unchristen‘ finden, welches als Feindbild schlechthin auf die Franzosen übertragen wurde.⁸⁶ Zusammen

⁸⁴ Die Betrübe und zerstörte Chur-Pfaltz (wie Anm. 32), S. 5, Z. 12 f.

⁸⁵ Warhaffte Contrafactur (wie Anm. 32), Z. 148–152.

⁸⁶ Die Annahme liegt nahe, dass sich eine Übertragung geradezu anbot, da das Reich in der Zeit des Neunjährigen Krieges unmittelbar in einen erneuten Konflikt mit dem Osmanischen Reich verwickelt war. Vgl. dazu vor allem für den interessanten

mit dem Vorwurf unmenschlicher Grausamkeit und Tyrannei bildet dies gewissermaßen einen Rückgriff auf eines der wirkmächtigsten Feindbilder des christlichen Abendlandes.⁸⁷ Solche Formulierungen und impliziten Zuschreibungen finden sich in sämtlichen Flugschriften, sowohl im Kontext der ersten als auch der zweiten Zerstörung. Ein expliziter Verweis auf die ‚Türken‘ fehlt jedoch. Allein schon im Titel von *Die Betrübe und zerstörte Chur-Pfaltz* wird von „Barbarischen und Tyrannischen Franzosen“⁸⁸ geschrieben. Dies bildet jedoch nur den Auftakt umfangreicher Barbaren- und Heidenvergleiche. So heißt es beispielsweise über Heidelberg in derselben Schrift: „Es ist aber die Stadt vorher so mit genommen dass sie bey der Frantzosen Abzug gleichsam in den letzten Zügen gelegen / und fast keine Hülffe mehr gehabt / wieder solche unmenschliche Thyranney der Frantzosen sich zu schützen“.⁸⁹ In der Flugschrift *Pracht-gezierte, Nunmehr Elendig-ruinierte Churfürstliche Residenz-Schloß Heidelberg*, heißt es, die Pfalz „seuffzet annoch [...] unter dem Tyrannischen Joch der französischen Slavery“⁹⁰; geradezu als Fazit schreibt der Autor: „Nach verrichter [sic!] dieser mehr als unchristlichen That / haben die Barbarn sich hinweg begeben“.⁹¹

Auch die Schilderungen der zweiten Zerstörung Heidelbergs 1693 greifen in besonderem Maß auf das Bild der ‚Barbaren‘ zurück. Vor allem in der Flugschrift *Kurze und warhaffige Beschreibung* wird darauf Bezug genommen: Die Franzosen hätten beispielsweise „mit

Begriff des „Erbfeindes“ bei Franz Bosbach, *Der französische Erbfeind. Zu einem deutschen Feindbild im Zeitalter Ludwigs XIV.*, in: Ders. (Hrsg.), *Feindbilder. Die Darstellung des Gegners in der politischen Publizistik des Mittelalters und der Neuzeit*, Köln, Weimar, Wien 1992, S. 117–140, hier S. 127. In den hier untersuchten Flugschriften spielt der Begriff noch keine Rolle. Erst im 19. Jahrhundert erfuhr er seine Popularisierung und weite Verbreitung.

⁸⁷ Wrede, *Das Reich und seine Feinde* (wie Anm. 7), S. 351–355.

⁸⁸ *Die Betrübe und zerstörte Chur-Pfaltz* (wie Anm. 32), S. 1.

⁸⁹ Ebd., S. 6 f., Z. 27–3.

⁹⁰ *Das Ehmahlig Pracht-gezierte, Nunmehr Elendig-ruinierte Churfürstliche Residenz-Schloß* (wie Anm. 32), S. 2, Z. 11–13.

⁹¹ Ebd., S. 11, Z. 23 f.

Schändung der Weibs-Personen Un-christlich und mehr als heydnisch gehauset“.⁹²

Auch vor christlichen Kirchen oder Geistlichen wird den Franzosen keinerlei Gnade oder Respekt bescheinigt. So heißt es im Bericht: „Auf den Waysen Schaffner / wie auch auf den Reformirten Pfarrer [...] ist Feuer gegeben worden⁹³, und es ist auch die Kirche nicht verschonet geblieben / massen das schwarze Tisch-Tuch geraubet / und zu Heydelberg verkauffet worden; Die zu handschuhsheim gelassene Wacht hat sich in der Kirchen logiret / und ihr Wacht-Feuer darinnen gemacht⁹⁴“. Diese deutliche Rhetorik verweist vor allen Dingen auf die wahrgenommene Regelwidrigkeit der Gewalt und versieht sie mit dem Attribut des Unchristlichen, was auf die implizite Verknüpfung mit dem Türkenbild verweist. So werden die französischen Truppen aufgrund ihres Handelns gleich komplett aus der christlichen Wertegemeinschaft ausgeschlossen, anstatt auf der Basis konfessioneller Unterschiede verurteilt zu werden.

All jene bereits beschriebenen Kriegsgräuel und Grausamkeiten kulminieren gewissermaßen in einem höchst wirkungsvollen Topos des Verstummens: Die Sprache reicht stellenweise nicht mehr dazu aus, um die überwältigende Synästhesie der Gewalt zu beschreiben.⁹⁵ Beispielsweise wird über die französische Besatzung Heidelbergs geschrieben: „auch die Bürger von den grausamen Soldaten mit Schelten / schlägen / unaufhörlichem Fressen und Sauffen / Einwerffung der Oesen und Fenster / und Abpressung vilen Geldes dermassen

⁹² Kurtze und wahrhaftige Beschreibung (wie Anm. 34), S. 5, Z. 31–33.

⁹³ Bericht (wie Anm. 32), S. 3, Z. 39 f.

⁹⁴ Ebd., S. 4, Z. 4–6.

⁹⁵ Es ist allerdings zu bedenken, dass sich auch die Flugschriften und Flugblätter gängigen Gattungskriterien und Darstellungsnormen der Zeit zu unterwerfen hatten, manche Grausamkeiten also schlichtweg nicht in dieser Form darstellbar waren, vgl. Meumann, Niefanger „Für eine interdisziplinäre Betrachtung von Gewaltdarstellungen des 17. Jahrhunderts“ (wie Anm. 19), S. 17 f.

übel tractirt / daß es nicht zu beschreiben ist“.⁹⁶ Auch dem Autor der Flugschrift *Kurze und Warhafftige Beschreibung* versagt angesichts der Grausamkeiten und besonders gegenüber der hier wahrgenommenen sexuellen Perversion die Feder: Der Feind habe „den größten / einer Christlichen Feder grausamb genug zu beschreiben nicht wol möglichen Muthwillen beyderseits Geschlecht nach getrieben“.⁹⁷ So wird gleichermaßen zweierlei erreicht: Zum einen wird herausgestellt, dass der Schrecken tatsächlich so groß sei, dass der Autor ihn nicht mehr wiedergeben kann. Aber durch eben dieses Nicht-Sagen, das Nicht-Darstellen, wird erst die Imagination des Rezipienten angefacht; die ausgeübte Grausamkeit verschiebt sich so in den Bereich des Potenziellen, alles scheint dadurch möglich. Die Grenze der Sprache, an die die Autoren hier angeblich stoßen, öffnet die Grenzen der Imagination, in der ‚der Franzose‘ vollends dämonisiert werden kann.

V. *Freundliche ‚Feinde‘ und feindliche ‚Freunde‘*

Das Formen eines Feindbildes ist in den Flugschriften, die die Zerstörung Heidelbergs beschreiben, eindeutig ein tragender Teil des Medienereignisses. Bei genauerer Betrachtung ergeben sich jedoch Brüche in diesem durchweg negativen Bild der französischen Truppen, die die Medialisierung dieser Ereignisse komplexer werden lassen als eine einfache Feindbildpolemik gegen die Pfalzzerstörung.

Zwar sehen sich die Bewohner Heidelbergs in den Flugschriften stets den Grausamkeiten Mélacs und der namenlosen französischen Armee ausgeliefert, jedoch wird immer wieder auch davon berichtet, wie französische Offiziere Mitleid mit der Zivilbevölkerung walten ließen. Auch in *Das Ehmahlig Pracht-gezierte, Nunmehr Elendig-ruinirte Churfürstliche Residenz-Schloß* wird auf diesen Aspekt der Zerstörung Heidelbergs hingewiesen: „An allen Orten stunde die Stadt

⁹⁶ Das Ehmahlig Pracht-gezierte, Nunmehr Elendig-ruinirte Churfürstliche Residenz-Schloß (wie Anm. 32), S. 10, Z. 21–24.

⁹⁷ Kurtze und wahrhafftige Beschreibung (wie Anm. 34), S. 5 f., Z. 34–2.

in Rauch und Flammen / und war der Jammer so groß / daß auch endlich einige Französis. Officier selbst zum Mitleyden bewegt wurden / die Kinder aus den Gassen wegnahmen / und auf ihren Pferden in das Capuciner-Closter brachten“.⁹⁸ Der eigentlich gnädige Comte de Tessé wird hier allerdings nicht in dieser Eigenschaft erwähnt; die Offiziere bleiben namen- und gesichtslos, ganz im Gegensatz zu ihren mit Namen und – im Falle Mélacs – sogar mit Bild bekannten Peinigern.

Zuletzt verdient noch die Besetzung Heidelbergs durch deutsche Truppen nach der ersten Zerstörung 1689 eine besondere Aufmerksamkeit. Wie aus den Schilderungen Robert Salzers zur Zerstörung Heidelbergs im Neunjährigen Krieg zu entnehmen ist, war die Heidelberger Bürgerschaft alles andere als glücklich mit dieser Besetzung, und es kam immer wieder zu Streit mit den einquartierten ‚Freunden‘.⁹⁹ Dieser negative Aspekt verschwindet in den meisten Flugschriften. In *Die Betrübte und zerstörte Chur-Pfaltz* wird die Ankunft der deutschen Truppen wie ein Gottesgeschenk beschrieben und damit in ein theologisches Deutungsmuster der göttlichen Errettung gestellt:

„Bis endlich GOTT der HERR selbst diese Stadt gantz wunderlich aus der Frantzosen Händen errettet hat / das sie bey Annäherung der Teutschen / dieselbe verlassen müssen. [...] Drauff sind im Martio Anno 1689. 600. Kayserliche / nebst den Jungheimischen Dragonern in die Stadt gekommen [...] das also die Frantzosen an selbiger Stadt sich nicht weiter reiben durfften / dahero jederman sich erfreut.“¹⁰⁰

Eine ganz andere Deutung bietet allerdings die *Kurtze und warhafftige Beschreibung* an, in der ungewohnt schonungslos mit den deutschen Truppen abgerechnet wird. Auch diese Soldaten wollten einquartiert

⁹⁸ Das Ehmahlig Pracht-gezierte, Nunmehr Elendig-ruinirte Churfürstliche Residenz-Schloß (wie Anm. 32), S. 10 f., Z. 37–3.

⁹⁹ Vgl. Salzer, Das Schloß gesprenget (wie Anm. 4), S. 80.

¹⁰⁰ Die Betrübte und zerstörte Chur-Pfaltz (wie Anm. 32), S. 7, Z. 4–18.

und unterhalten werden, was dazu geführt habe, „daß also die armen Bürger / welche inzwischen durch ertragenen schweren Unterhalt der starcken Guarnison bis auff den geringsten Heller ausgemergelt / und erschöpfft“¹⁰¹ sich von der Garnison mehr bedrängt als beschützt fühlten. Gerade die Wintergarnison machte den Heidelbergern schwer zu schaffen, welche

„Fürhero den gantzen Winter durch in der Stadt gelegen / und die arme Bürgerschafft und Einwohner / und darunter insonderheit der Commendant mit seinem erschröcklichen so der Stadt / als dem Land an- und aufferlegten Geld-Erpressen / so übermächtig beschwert / das es wol einen Stein erbarmen mögen.“¹⁰²

Es zeigt sich also eine gewisse Heterogenität in der Medialisierung der Heidelberger Zerstörungen. Auf der einen Seite werden Kriegsgräuelp der Franzosen breit geschildert, und es überwiegt das negative Bild des ‚barbarischen Frantzosen‘ – aber es gibt auf der anderen Seite unter diesen ‚Barbaren‘ zumindest Offiziere, die Gnade zeigen. Das ist eine Tatsache, die nicht von allen Flugschriften ignoriert wird, um ein stimmigeres Feindbild zu schaffen. Sie findet Erwähnung, sei es, um zu verdeutlichen, dass es unter den Franzosen zumindest im Stand der distinguierten Offiziere menschliche Zeitgenossen gab, oder sei es, um die Grausamkeit der gemeinen Soldaten sogar noch weiter herauszuheben – so sehr, dass ‚der Feind‘ vor sich selbst zurückschreckt. Die Darstellung der französischen Offiziere erzeugt ein differenzierteres Bild der Geschehnisse, und auch die Beschreibung der lästigen deutschen Garnison unter dem Eindruck des heddersdorfschen Regiments im Gegensatz zur ‚göttlichen Errettung‘ durch deutsche Truppen im Jahr 1689 macht deutlich, dass der Schwerpunkt in den Flugschriften oft unterschiedlich gesetzt wurde und somit ein durchaus weniger einheitliches Bild der Zerstörungen hergestellt wurde, als man es auf den ersten Blick annehmen mag.

¹⁰¹ Kurtze und warhafftige Beschreibung (wie Anm. 34), S. 2, Z. 23–26.

¹⁰² Ebd., S. 3, Z. 9–14.

VI. *Nachwirkung und Kanonisierung des Medienereignisses*

Wie bereits eingangs festgestellt wurde, wirken medialisierte Ereignisse nicht nur über örtliche Begrenzungen hinweg, sodass selbst weit entfernte Zeitgenossen sich ein Bild vom Geschehen machen konnten. Sie sind auch über die Grenzen der Zeit hin wirkmächtig, werden erinnert und weitergegeben; dabei werden bestimmte Sichtweisen der Ereignisse kanonisiert, sie formen das Ereignis, an welches man sich erinnert.

Die untersuchten Flugschriften entstanden zeitlich sehr nah zum eigentlichen Geschehen in Heidelberg. In späteren Jahren lässt sich bereits beobachten, wie Elemente aus diesen Flugschriften in andere Medien übernommen und dementsprechend die Erzählungen der Stadtzerstörungen kanonisiert werden. Ein Beispiel dafür lässt sich im *Theatrum Europaeum* finden. In dieser als Chronik angelegten, von 1633 bis 1738 regelmäßig für neue Zeitabschnitte erscheinenden Reihe erschienen die Bände 13 und 14 in den Jahren 1698 und 1702 – also etwa ein Jahrzehnt nach den Geschehnissen in Heidelberg.¹⁰³ Der Neunjährige Krieg war seit einigen Jahren vorüber, doch diese beiden Bände beschäftigten sich mit denkwürdigen Ereignissen von 1687 bis 1695. Zentrales Thema war hier zwar vor allem der Türkenkrieg, der parallel zum Neunjährigen Krieg geführt wurde; doch auch zu den Zerstörungen der Stadt Heidelberg finden sich verschiedene Passagen.

¹⁰³ Anonym, *Theatri Europaei Continuati Dreyzehender Theil / Das ist: ABERMALIGE AUßFÜHRLICHE FORTSETZUNG DENCK- und MERCKWÜRDIGSTER GESCHICHTEN / Welche ihrer gewöhnlichen Eintheilung nach / an verschiedenen Orten durch Europa Wie auch in denen übrigen Welt-Theilen / vom Jahr 1687 an biß 1691 sich begeben und zugetragen, Frankfurt/M. 1698. Online abrufbar unter: http://www.bibliothek.uni-augsburg.de/dda/urn/urn_uba000200-uba000399/uba000248/, 07.12.2013; Anonym, *Theatri Europaei Continuati Vierzehender Theil / Das ist ABERMAHLIGE AUßFÜHRLICHE FORTSETZUNG DENCK- und MERCKWÜRDIGSTER GESCHICHTEN / Welche ihrer gewöhnlichen Eintheilung / nach an verschiedenen Orten durch Europa, Wie auch in denen übrigen Welt-Theilen vom Jahr 1691 an biß 1695 sich begeben und zugetragen, Frankfurt/M. 1702. Online abrufbar unter: http://www.bibliothek.uni-augsburg.de/dda/urn/urn_uba000200-uba000399/uba000249/, 07.12.2013.**

Für die erste Zerstörung Heidelbergs 1689 lässt sich feststellen, dass vor allen Dingen die Erinnerung an Mélac einen hohen Stellenwert besitzt, wird er doch auch im *Theatrum Europaeum* ausführlich beschrieben.¹⁰⁴ Hier fällt die Wiederverwendung von bestimmten Flugschriften auf: Nahezu wortgetreu wurden die Berichte über Mélac aus der *Warhafften Contrafactur* übernommen; daran schließt sich die Schilderung des Massakers von Handschuhsheim mit ihrem Katalog der Grausamkeiten an, welche aus dem *Bericht* stammt.¹⁰⁵ Der Befund, dass die Figur Mélac und das Geschehen in Handschuhsheim eng miteinander verknüpft und medialisiert wurden, bestätigt sich im *Theatrum Europaeum* schon durch das ‚Zusammenschreiben‘ dieser beiden Überlieferungen. Was allerdings hier nicht erwähnt wird, ist die Zuschreibung von dämonischen oder satanischen Attributen: Ein Verweis auf Mélacs ‚vom Teufel besessene‘ Hunde fehlt. Was in den Flugschriften noch als populäres Mittel der Darstellung seinen Platz gefunden hatte, wird hier ausgelassen.

Bei der Schilderung der anschließenden ersten Zerstörung Heidelbergs findet sich jedoch im *Theatrum Europaeum* ein Akteur, der in den Flugschriften nahezu gänzlich ausgespart wurde: „Nicht weniger wurde auch die Stadt aller Orthen zwar angestecket / aber mehrentheils durch Connivens und Nachsehung des damahligen mitleidigen Commendanten Generals de Tesse [...] noch errettet“.¹⁰⁶ Hatten die ‚mitleidigen‘ französischen Offiziere gegenüber namentlich erwähnten Peinigern wie Mélac zuvor kein Gesicht, so ändert sich dies im *Theatrum Europaeum* mit der Erwähnung des Comte de Tessé. Zwar kann er vielleicht nicht als Gegengewicht zur Zerstörungswut des Mélac wirken, doch trotzdem entsteht dadurch eine Differenzierung des Franzosenbildes.

¹⁰⁴ Anonym, *Theatri Europaei Continuati Dreyzehender Theil* (wie Anm. 103), S. 675–678.

¹⁰⁵ Ebd., S. 676.

¹⁰⁶ Ebd., S. 678, Sp. 1, Z. 47–52.

Allerdings verschärft sich der Vorwurf der Unchristlichkeit gegenüber den französischen Truppen im *Theatrum Europaeum* merklich: Am Schluss der Darstellung wird ein Klageschreiben des damaligen pfälzischen Kurfürsten Philipp Wilhelm an Kaiser Leopold I. abgedruckt, in dem dieser die Zerstörungen an seinem Hab und Gut, aber auch die Grausamkeiten der Franzosen – die in ihrer Darstellung und Aufzählung wiederum stark an den *Bericht* und seine Schilderung des Handschuhsheimer Massakers erinnern – beklagt.¹⁰⁷ Am Schluss dieses Klageschreibens inszeniert der Neuburger den Unchristlichkeitsvorwurf pointiert mit einem expliziten Türkenvergleich: „und weiln dergleichen unmenschliche Thaten gleichwol von Türcken / Heyden / und andern Unglaubigen / die zwar keine Christen / jedoch Menschen sind / nicht dergestalt verübet worden / so müssen sie auch nicht von Menschen / sondern von dem leidigen Satan herrühren“.¹⁰⁸ Die Unchristlichkeit und damit die Unmenschlichkeit der unverhältnismäßigen französischen Kriegsführung wird nicht bloß suggeriert, sondern sogar explizit mit einem Türken- und Heidenvergleich herausgestellt, welche von den französischen Truppen sogar an Grausamkeit noch übertroffen werden. Es ist der Teufel persönlich, der die Franzosen antreibt, die sämtliche christlichen und menschlichen Attribute verloren haben.

Auch für Heidelbergs zweite und völlige Zerstörung im Jahr 1693 lässt sich feststellen, dass die dominante Figur der Erzählung aus den Flugschriften, der Kommandant Heddersdorf, im *Theatrum Europaeum* zu finden ist. Einerseits wird die Kritik an seinen Führungsentscheidungen hier verschärft: So wird vor der Schilderung der Belagerung Heidelbergs sogar ein ‚Durchhaltebefehl‘ Kaiser Leopolds I. an Heddersdorf abgedruckt, der dem Kommandanten die Weisung erteilt, in Heidelberg solle man sich „bis auf den letzten Mann defendiren“.¹⁰⁹ Vor diesem eindeutigen Befehl des Kaisers, der noch dazu versichert,

¹⁰⁷ Ebd., S. 679.

¹⁰⁸ Ebd., Sp. 2, Z. 34.

¹⁰⁹ Anonym, *Theatri Europaei Continuati Vierzehender Theil* (wie Anm. 103), S. 448.

im Falle eines Angriffs auf die Stadt Entsatztruppen zu schicken, kann Heddersdorfs weiteres Vorgehen nur als absolutes Versagen, fast schon als Treuebruch gesehen werden. Eine Abschnittsüberschrift fasst das vermittelte Bild des Kommandanten bündig mit „geizig und unbarmhertzig“ zusammen – an der Repräsentation des Kommandanten hat sich im Vergleich zu den Flugschriften also insgesamt recht wenig geändert.¹¹⁰ Andererseits wird im *Theatrum Europaeum* nun auch das folgenreiche Nachspiel für Heddersdorf thematisiert: Sein Prozess und seine anschließende Entehrung, der Ausschluss aus dem Deutschen Orden und seine Verbannung werden hier seinem Fehlverhalten in Heidelberg direkt nachgestellt, sodass für die Rezipienten sofort ersichtlich wird, dass dessen Aktionen schwerwiegende Konsequenzen nach sich zogen.

VII. Fazit

Die Medialisierung der zwei Stadtzerstörungen fand auf zwei Ebenen statt: Erstens im Bereich der Konzentration auf zwei bestimmte Hauptakteure des Geschehens und zweitens im Bereich der fokussierten Beschreibung von Gewalt und Kriegsgräueln.

Die Untersuchung der Flugschriften und Flugblätter zeigte einerseits einen Fokus auf bestimmte Personen, die in der öffentlichen Wahrnehmung besonders hervortraten und somit Kernthema in der medialen Verarbeitung des Ereignisses waren; anhand ihrer Taten wurde die Zerstörung Heidelbergs erzählt. Für die erste Zerstörung der Stadt 1689 lässt sich eine Fixierung auf den französischen Offizier Mélac feststellen, der aufgrund seiner Grausamkeit in der Bevölkerung gefürchtet war und in der Folge zu einer medialen Figur aufgewertet und entsprechend inszeniert wurde. Er fungierte als personalisierte französische Kriegsgewalt und wurde sogar mit dem Teufel assoziiert. Für die zweite Zerstörung der Stadt im Jahr 1693 lässt sich eine ähnliche Fixierung auf die Person des Stadtkommandanten

¹¹⁰ Ebd.

Heddersdorf feststellen, dem die Hauptschuld an der Zerstörung und seine moralischen Verfehlungen – Gier und Geiz – angelastet werden. Er ist es, der aus dieser Sicht Heidelberg der zweiten, vollständigen Zerstörung auslieferte. Andererseits zeigt sich die Fokussierung auf Gewalt und Kriegsgräuelt. Dabei existieren verschiedene Kategorien, wie diese Gewalt dargestellt und in einen Zusammenhang mit Vorwürfen gegen die französischen Soldaten gebracht wird. Das Massaker von Handschuhsheim im Vorfeld der ersten Stadtzerstörung wird beispielsweise oft und detailliert beschrieben, da dort die Gräuelt der französischen Armee als Exempel darstellbar werden: Vergewaltigung, Plünderung, Mord. Auch der Fokus auf die spezielle Form der Gewalt gerade im Falle Heidelbergs und seiner umliegenden Dörfer fällt auf: Die systematische Vernichtung durch Feuer wird besonders für die erste Zerstörung des Umlandes im Jahr 1689 herausgestellt. Für die zweite Vernichtung der Stadt findet sich der Begriff der Mordbrennerei allerdings nicht.

Ein wesentlicher Punkt bei der Medialisierung der Kriegsgewalt ist ebenfalls der Vorwurf der Unchristlichkeit und der Heidenvergleich, der auf die Franzosen angewendet wird. Die Brutalität der Soldaten wird somit in den Kontext des ‚Unmenschlichen‘ gestellt. Sie stehen außerhalb der christlichen Wertegemeinschaft, wie durch die Beschreibung ihrer Gewalttaten deutlich gemacht wird. Durch bestimmte Topoi der Gewalt, wie sie schon vorher auf die Türken angewendet wurden, werden die französischen Truppen in die Nähe der ‚Heiden‘ gerückt. Ein expliziter Türkenvergleich ist jedoch noch nicht zu finden. Ihren Kulminationspunkt finden die beschriebenen Grausamkeiten in Formulierungen, die den Autor gleichsam verstummen lassen: Topoi des Verstummens, die die Unglaublichkeit des Geschehens ausdrücken sollen. Allerdings lassen sich immer wieder Passagen finden, in denen auch von Offizieren berichtet wird, die Mitleid mit der Heidelberger Bevölkerung hatten. Zwar bleiben sie im Gegensatz zu den Peinigern namenlos, aber auch sie erscheinen als Teil der Medialisierung des Ereignisses. Auch die Probleme mit den ‚befreundeten‘ Soldaten, mit denen Heidelberg zu kämpfen

hatte, werden erwähnt. So entsteht ein heterogenes Bild der doppelt zerstörten Stadt.

Ein Jahrzehnt später werden im *Theatrum Europaeum* die Zerstörungen erneut geschildert und somit viele Elemente, die schon in den Flugschriften eine wichtige Rolle gespielt hatten, kanonisiert: Beispielsweise Mélac, der explizit in einen Zusammenhang mit den Grausamkeiten bei Handschuhsheim gestellt wird. Es fallen textuelle Übereinstimmungen auf, die darauf verweisen, dass einige Flugschriften als Vorlage für die Schilderungen des *Theatrum Europaeum* dienten und hier ‚zusammengeschrieben‘ wurden. Auch Heddersdorf und sein Fehlverhalten sind ein wiederkehrendes Element. Allerdings lassen sich auch wichtige Unterschiede feststellen: Beispielsweise wird das Mitleid des Comte de Tessé erwähnt, welches Heidelberg 1689 vor einer vollständigen Zerstörung bewahrte, eine Tatsache, die ein Jahrzehnt zuvor, im direkten zeitlichen Umfeld der Zerstörung und mitten im Krieg nicht aufgenommen wurde. Gleichzeitig verschärft sich jedoch der Vorwurf der Unchristlichkeit gegenüber den französischen Truppen, die nun sogar im direkten Vergleich mit den ‚Türcken und Heiden‘ diese an Gewalttätigkeit übertreffen.

Die Zerstörungen Heidelbergs waren exzeptionelle Kriegsereignisse, doch gerade ihre Darstellung als solche Extremformen der Gewalt prägte das Bild der *betäubten und zerstörten Chur-Pfaltz* und verankerte es im Bewusstsein der Zeitgenossen. Dem Status der Stadt entsprechend wurden sie durch bestimmte Strategien der Narration und Fokussierung medialisiert, somit zu einem Referenzereignis des Neunjährigen Krieges aufgewertet und in den Diskurs über den Krieg und den Gegner eingeschrieben. Dadurch konnte die großflächige Pfalzzerstörung in den folgenden Jahren eine bedeutende Rolle bei der Konstruktion des Feindbildes Frankreich spielen.

Benjamin van der Linde

Das Regiment als Untersuchungsgegenstand. Ein Beitrag zu Methodik und Erkenntnispotential der Neuen Militärgeschichte¹

1. Einleitung

Geschichtliche Betrachtungen von Regimentern sind aus der Mode gekommen. Während sich für das 19. und 20. Jahrhundert noch etliche Abhandlungen zur Historie einzelner Regimenter insbesondere für das preußische und österreichische Militär finden lassen,² ruht seit Ende des Zweiten Weltkriegs die Abfassung solcher Darstellungen nahezu gänzlich.³ Die Regimentsgeschichten wiesen konzeptionell eine nahezu identische Struktur auf, boten dem Leser stets eine chronologische Aufzählung von Ereignissen mit besonderem Augenmerk auf kriegerischen Auseinandersetzungen. Weitere Kapitel dieser Bücher wandten sich den Offizieren und solchen Personen zu, die sich um das Regiment verdient gemacht hatten. Das Regiment erscheint in diesen Schriften als ein Identifikationsort, der sich vor allem über die Leistung im Feld und die ‚Heldenhaftigkeit‘ der Akteure definiert.

¹ Der Aufsatz stellt reflektierende Gedanken über mein im Herbst an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel abgeschlossenes Dissertationsprojekt über das Zusammenleben von Militär und Zivilbevölkerung im frühneuzeitlichen Friesland am Beispiel des statthalterlichen Leibregimentes (1666–1752) dar. Die Fußnoten und Literaturverweise bleiben auf das Nötigste beschränkt. Für Hinweise und Anregungen danke ich Julia Brenneisen (Kiel).

² Die Anzahl der publizierten Regimentsgeschichten ist nahezu unzählig. Für den deutschen Sprachraum sind größtenteils die sogenannten „Erinnerungsblätter deutscher Regimenter“ einschlägig. Verwiesen sei zudem auch auf: Alphons Freiherr von Wrede, Die Geschichte der k. u. k. Wehrmacht. Die Regimenter, Corps, Branchen und Anstalten von 1618 bis Ende des XIX. Jahrhunderts, Wien 1898–1905.

³ Vermutlich hängt dies auch mit dem Verlust des Militärarchivs in Potsdam zusammen. Vgl. Helmut Otto, Der Bestand Kriegsgeschichtliche Forschungsanstalt des Heeres im Bundesarchiv-, Militärisches Zwischenarchiv Potsdam, in: Militärgeschichtliche Zeitschrift 51 (1992), S. 429–441, bes. S. 431.

Jedoch können die Veröffentlichungen über Regimenter keineswegs als kritische Studien charakterisiert werden.

Zudem waren die Regimentsgeschichten vor allem ein Phänomen deutschsprachiger Militärgeschichte, in anderen europäischen Ländern offenbart sich ein wesentlich lückenhafteres Bild: Ein Blick auf die niederländische Forschung zeigt beispielsweise, dass dort keine Abhandlungen über einzelne Regimenter vorliegen. Zudem sind in der dortigen Wissenschaft kaum Ansätze einer Neueren Militärgeschichte mit ihren Fragen und Erkenntnisinteressen etabliert.

Von diesem Befund ausgehend wird im Folgenden anhand des Leibregiments der Statthalter der niederländischen Provinz Friesland untersucht, welches Erkenntnispotential die Behandlung eines Regiments als Untersuchungsgegenstand hat und weshalb die Betrachtung eines einzelnen Regiments unter Anwendung der Methodik der neueren Militärgeschichte ergiebig ist. Dabei ist zu thematisieren, worin ein Regiment bestand, welche Rolle die Akteure des Regiments spielten, welche Eigenschaften ein Regiment von anderen unterschieden und somit abgrenzten sowie welche Aspekte für ein Regiment identitätsstiftend wirkten.

II. Regimenter in den Niederlanden

Der Begriff des Regiments war nicht zu jeder Zeit mit gleicher Bedeutung besetzt. In den Niederlanden wurde erstmalig 1625 vom Raad van State (Staatsrat) die Order ausgegeben, Kompanien in Regimenter zusammenzufügen.⁴ Doch wurde dieser Anordnung nur in begrenztem Maße Folge geleistet. Bei der Analyse von Truppenlisten wird deutlich, dass sich zwar allmählich Regimenter als Verwaltungseinheiten durchsetzen, jedoch gab es in der Regel keine bestimm-

⁴ François Adriaan van der Kemp, *Magazyn van Stukken tot de Militaire Jurisdiction*, Bd. 3, Utrecht 1783, S. 28 f. Die Annahme, dass danach bzw. spätestens nach Ende des Achtzigjährigen Kriegs feste Regimenter bestanden, wie dies die ältere Forschung postuliert, ist zurückzuweisen.

te Anzahl von Kompanien, die zu diesen gehörten.⁵ Lediglich die Kompanien der hohen Offiziere gehörten kontinuierlich zu einem bestimmten Regiment.⁶ Die übrigen Kompanien wurden je nach militärtaktischen Bedürfnissen verschiedenen Regimentern zugeordnet. Erst in der zweiten Hälfte der 1670er Jahre etablierte sich in den Niederlanden eine feste Struktur in Form von stehenden Regimentern.⁷ Die Notwendigkeit zur Einrichtung dieser festen Verwaltungseinheit bestand aufgrund der sich ausprägenden Institutionalisierung des Militärs. Somit ist die Einrichtung von Regimentern als eine Folge aus dem sich entwickelnden stehenden Heer zu deuten, die gleichsam mit der zunehmenden Bürokratisierung des Militärs einherging.⁸ In den Niederlanden steht diese Entwicklung in enger Verbindung zu den militärischen Ereignissen des sogenannten *Rampjaar*s (1672) und dem Holländischen Krieg (1672–1678) zwischen Frankreich und den Niederlanden. Französische, Münstersche und Kölnische Truppen waren in die Niederlande einmarschiert und hatten etliche Städte sowie die Provinzen Drenthe und Overijssel besetzt. Die Stadt Amsterdam sowie die Provinz Holland konnten sich vor den Truppen nur retten, indem sie die Deiche aufstachen und das Land überfluten ließen. Eine Wende im Kriegsgeschehen wurde erst durch die Ernennung von Wilhelm III. zum Statthalter erreicht. Die militärische Bedrohung erforderte einer strafferen Strukturierung und effizientere Organisation des Militärs.⁹

⁵ Offensichtlich entwickelten sich bürokratische Militärstrukturen erst in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts. Siehe besonders: Bernhard R. Kroener, „Der Krieg hat ein Loch...“. Überlegungen zum Schicksal demobilisierter Söldner nach dem Dreißigjährigen Krieg, in: Heinz Duchhardt (Hrsg.), *Der Westfälische Friede. Diplomatie – politische Zäsur – kulturelles Umfeld – Rezeptionsgeschichte*, München 1998, S. 599–630, hier S. 618 f. u. 629 f.

⁶ Die Bezeichnung Kolonel entspricht im Deutschen dem Rang eines Obristen, die des Kolonel-Leutnant dem eines Obrist-Leutnants.

⁷ Vgl. für Münster: Jutta Nowosadtko, *Stehendes Heer im Ständestaat. Das Zusammenleben von Militär- und Zivilbevölkerung im Fürstbistum Münster 1650–1803*, Paderborn u. a. 2011, S. 160. Vgl. Gerhard Papke, *Von der Miliz zum Stehenden Heer. Wehrwesen im Absolutismus*, München 1983, S. 200 f.

⁸ Vgl. für die Niederlande: Olaf van Nimwegen, *Deser landen crijchsvolck. Het Staate leger en de militaire revoluties (1588–1688)*, Amsterdam 2006, S. 421.

⁹ Van Nimwegen, *Staate leger* (wie Anm. 8), S. 424.

Der Vollzug dieser Reformen lässt sich für das Leibregiment der Statthalter der Provinz Friesland erstmalig im Jahr 1686 nachweisen.¹⁰ Das Regiment wies zu dieser Zeit eine feste Struktur mit zwei Bataillonen zu jeweils zwölf Kompanien auf, die in den folgenden Jahren nicht mehr verändert wurde. Aufgrund der Aufteilung des Regiments in zwei Bataillone war es doppelt so groß wie die meisten niederländischen Regimenter zu dieser Zeit. Die Anzahl der Soldaten variierte deutlich und ist je nach außenpolitischer Lage bemessen worden.¹¹ Dabei wurde die Etablierung des Regiments als eine Verwaltungseinheit vor allem von zahlreichen Spezialvorschriften begleitet. Hierzu zählen spezielle Verordnungen, die beispielsweise das Aussehen der Uniform oder auch die Möglichkeiten und Konditionen der Annahme von Soldaten regelten. Zudem wurden die militärischen Übungen sowie das Praktizieren der Kriegsdisziplin genauer bestimmt.¹²

Der Aufbau der Regimenter blieb in den Niederlanden in nahezu unveränderter Form bis 1752 bestehen. Aufgrund des Österreichischen Erbfolgekriegs (1740–1748) war das niederländische Militärsystem jedoch finanziell an seine Grenzen gestoßen. Daher beabsichtigte der Statthalter Wilhelm IV. eine Umstrukturierung, um Kosten einzusparen.¹³ Vor allem wurden die Regimenter verkleinert und Offiziere aus dem Dienst entlassen. Die Regimenter umfassten nach der Reform standardisiert nun zwei Bataillone zu je sieben Kompanien.

¹⁰ Den Haag, Nationalarchiv [im Folgenden: NA], Bestand: Raad van State (toegang 1.01.19) [im Folgenden: RvS], Nr. 1672 (März 1686), fol. 3v–4r, sowie 4v–5r.

¹¹ 1668 80 Soldaten pro Kompanie, 1701: 106; 1727: 55; In den 1720er bis 1750er Jahren maß das statthalterliche Regiment insgesamt rund 700 Soldaten.

¹² Siehe die Ordnungen aus dem Jahr 1725 für die Regimenter Oranje-Groningen unter Leitung von Kolonel Gerhard Sichterman (Leeuwarden, Archiv Tresoor [im Folgenden: TR], Bestand: Stadhouderlijk Archief (toegang 7) [im Folgenden: SHA], Nr. 682) und für das Regiment von Kolonel F. W. Lewe (Groninger Archieven, Bestand: Familie Lewe, 1300–1949 (toegang 547), Nr. 273).

¹³ „Project om de Troupes van den Staat te brengen op een meer solide en min kostelijke voet als teegenwoordig“ vom 2.3.1752, in: Den Haag, NA, Bestand: Stadhouderlijke Secretarie (toegang 1.01.50) [im Folgenden: StadhSecr], Nr. 421.

Das Regiment als Untersuchungsgegenstand.

Eine Rekonstruktion des Aufbaus und des Personals der niederländischen Regimenter ist stellenweise schon in der Forschung erfolgt. Die Bände der Reihe „Het Staats(ch)e Leger“ führen alle Regimenter samt der dazugehörigen hohen Offiziere auf.¹⁴ Zudem wurde seit dem Jahr 1725 in den Niederlanden jährlich ein Verzeichnis über alle Regimenter und die dazugehörigen Offiziere bis zu den Fähnrichen herausgegeben.¹⁵ Die Namen der hohen Offiziere sind zudem in dem Werk von Hendrik Ringoir zusammengestellt worden.¹⁶

III. Regiment und Garnison

Die Garnison spielt bei der Betrachtung von Regimentern eine wichtige Rolle.¹⁷ Sie war nicht nur der Ort der Stationierung, der in den Niederlanden regelmäßig gewechselt wurde, sondern konnte zudem als Identifikationsort wirken. Regimenter verfügten zum Teil über Heimatgarnisonen. Häufig stammte das militärische Personal ebenso aus diesen Orten bzw. den umliegenden Regionen. Die Bedeutung dieser Heimatgarnisonen zeigte sich beispielsweise bei den Verlegungen in die jeweiligen Winterquartiere während Kriegszeiten. Die Offiziere beabsichtigten häufig mit ihrem Regiment in die Heimatgarnison zu gelangen. So formulierte der Kolonel-Leutnant des Regiments des Statthalters der Provinz Groningen, Rembt ten

¹⁴ Het Staats(ch)e Leger 1568–1795, 9 Bde., 's-Gravenhage u. a. 1911–2012. Offiziere ab dem Majorsgrad.

¹⁵ Naem-Register van de (ab: 1727: der Heeren Militaire) Officieren, als Generael, Bregadiers, Collonels, Luitenant Colonels, Majoors en Capiteins (ab: 1727: Lieutenants en Vendrigs) van de Cavallerie, Dragonders, Infanterie, Artillerie, Ingenieurs, Mineurs enz. Als mede der Gouverneurs: Commandeurs en Majoors, der Steden en Forten, in dienst, en onder 't gebied van haer Hoog Mog. Nevens de Repartitie der Troupen op yder Provintie: en de verandering der Guarnisoenen, erstmalig hrsg. Delft 1725; weitere Ausgaben bis 1808. Die Bücher sind nahezu jährlich erschienen und befinden sich (zum Teil als handschriftliche Kopien) im Nationalarchiv in Den Haag.

¹⁶ Hendrik Ringoir, Hoofdofficieren der Infanterie van 1568 tot 1813, 's-Gravenhage 1981.

¹⁷ Verzeichnis der Garnisonen zu Friedenszeiten in den Niederlanden: Hendrik Ringoir, Vredesgarnizoenen van 1715 tot 1795 en 1815 tot 1940, Den Haag 1980. Die Aufstellung ist jedoch zum Teil lückenhaft und mit Fehlern behaftet, vor allem ist unklar, welche Quellen genutzt wurden.

Ham, in der Garnison in Brügge im Jahr 1692, dass er nicht geglaubt hätte, dass so eine kräftige Liebe zu Groningen bei den Soldaten bestehen würde.¹⁸ Er verband dies mit der Bitte, das Regiment nach Groningen zu verlegen.¹⁹ Offensichtlich stand die Heimatgarnison in einem emotionalen Verhältnis zu den Regimentsangehörigen. Die regelmäßige Rückkehr in die Heimatgarnison wurde außerdem von den Offizieren als Mittel angesehen, um Desertionen von Soldaten zu vermeiden.²⁰ Häufig waren Soldaten, die selbst aus den jeweiligen Provinzen stammten, nach der Desertion in ihre jeweilige Heimat zurückgekehrt.²¹ Diese Aspekte verdeutlichen den mentalitätsgeschichtlichen Faktor des Regiments.

Daneben spielt in Bezug auf die Garnison auch die militärische Verwaltung eine wichtige Rolle. Die Wirkung der Heimatgarnison verdeutlicht sich darüber hinaus in den Wachdiensten in den Städten. In der Residenzstadt Leeuwarden war die Wachordnung explizit auf das Leibregiment des Statthalters zugeschnitten worden. Die Ordnung von 1688 forderte ein Bataillon mit zwölf Kompanien,²² wie es nur das Leibregiment aufwies. Sicherlich bildete das Leibregiment einen Sonderfall, da das Militär dem Statthalter vor allem zur Repräsentation diente. Die Stationierung von vollständigen Regimentern in den Garnisonsstädten brachte allerdings Probleme bezüglich der Verwaltung mit sich. So beklagten sich im Jahr 1728 einige Offiziere in der ostfriesischen Stadt Emden, die von 1603 bis 1744 über eine niederländische Garnison verfügte,²³ dass sie, obwohl ihr Regiment

¹⁸ Im Original: „dat [hij] noijt geloofd hadde[,] dat er soo een kragtige liefde tot Groningen in die menschen was“.

¹⁹ Leeuwarden, TR, SHA, Nr. 668, von R. ten Ham aus Brügge (3./13.01.1692).

²⁰ Leeuwarden, TR, SHA, Nr. 668, von Joachim van Amama aus Brügge (20.1.1692).

²¹ Den Haag, Königliches Hausarchiv [im Folgenden: KHA], Bestand: Henriette Amalia [im Folgenden: HA], Nr. 70, Brief: Nr. 5a, Konzept eines Briefs vom 9./19.6.1696. Vgl. ebenso: Leeuwarden, TR, SHA, Nr. 740 (5.8.1693).

²² Den Haag, KHA, Bestand: Hendrik Casimir II [im Folgenden: HCII], Nr. 344, Aktenstück 41 f. Es ist die einzige Ordnung für den militärischen Wachdienst in Leeuwarden, die ermittelt werden konnte.

²³ Siehe zur Geschichte der Stadt Emden und der Garnison: Bernd Kappelhoff, Emden als quasiautonome Stadtrepublik. 1611 bis 1749. Geschichte der Stadt Emden, Bd. 2, Leer 1994. Erstmals wurden niederländische Soldaten in Emden im

Das Regiment als Untersuchungsgegenstand.

bereits in der Stadt stationiert sei, trotzdem ihre jeweiligen Patente, die ihnen einen Einzug in der Stadt erlaubten, vorzeigen müssten. Sie beabsichtigten sich allein über ihre Adjutanten ankündigen zu lassen. Der Stadtkommandant Otto Georg Veldtman betonte ausdrücklich in einem Schreiben an die Generalstände in Den Haag, dass es nach seiner Ansicht ein Unterschied sei, ob ein Regiment oder nur einzelne Kompanien in der Garnison stationiert seien.²⁴ Er erachtete die persönliche Vorstellung beim städtischen Rat nur bei der Stationierung von Kompanien für üblich, Regimenter lägen nach seiner Auffassung bereits in der Stadt, sodass eine gesonderte Ankündigung nicht notwendig sei. Erst seit den 1720er Jahren waren in Emden ganze Regimenter stationiert worden.²⁵

Ebenso können auch auf einer rechtsgeschichtlichen Ebene Regimentsspezifika ausgemacht werden. Die Institutionalisierung des Militärs in den städtischen Garnisonen zeigte sich in der Einrichtung von Kriegsgerichten, die ebenso regimentsspezifische Formen aufweisen konnten. In der Provinz Friesland gab es in Leeuwarden nachdem Wilhelm Ludwig im Jahr 1586 die Statthalterwürde übernommen hatte, ein institutionalisiertes Kriegsgericht.²⁶ Die Jurisdiktion dieser Einrichtung erstreckte sich prinzipiell über die gesamte Provinz Friesland und über alle friesischen Regimenter, auch wenn sich diese außerhalb der Provinz aufhielten. Aus diesem Grunde zog der Profos des Kriegsgerichts bei Feldzügen mit zum Kriegsschauplatz, um bei der Aufnahme und Verfolgung der Verbrechen von Angehörigen

Zuge der sogenannten Emdener Revolution des Jahres 1595 stationiert, bei der die Niederlande als Schutzmacht agierten. In den darauffolgenden Jahren wurde die niederländische Garnison permanent eingerichtet.

²⁴ Den Haag, NA, Bestand: Staten-Generaal (toegang 1.01.02), Nr. 6736: Brief des Stadtkommandanten Otto Georg Veldtman aus Emden, 27.08.1728 / 31.08.1728.

²⁵ Zuvor lagen in Emden stets nur einzelne Kompanien. Die Garnison war außenpolitisch für die Niederlande nach Ende des Achtzigjährigen Kriegs ohne größere Bedeutung. Erst mit dem Ausbruch des Apellekriegs (1725–1727) in Ostfriesland verstärkten die Niederlande wieder die Garnison.

²⁶ Das Kriegsgericht in Groningen entspricht exakt dem Leeuwarder Aufbau, das Gericht in Emden hingegen diesem nur in verkleinerter Form. Vgl. auch: Erik Swart, *Krijgsvolk. Militaire professionalisering en het ontstaan van het Staatse leger, 1568–1590*, Amsterdam 2006, S. 134.

der friesischen Regimente behilflich zu sein. In der Praxis diente der Profos jedoch in erster Linie beim Regiment des Statthalters und war somit dessen Policeorgan. Daher urteilte das Gericht in Leeuwarden de facto auch nahezu ausschließlich über Soldaten und in wenigen Fällen über Offiziere des Leibregiments des friesischen Statthalters.²⁷ Das Gericht war somit ein exklusives Rechtsorgan für das statthalterliche Regiment in Leeuwarden und garantierte den Angehörigen des Regiments Rechtssicherheit.

IV. Militärisches Personal

Unmittelbar mit dem Regiment als Institution verbunden waren die Offiziere und gemeinen Soldaten. Diese beiden Personengruppen bildeten die personelle Basis des Militärs. In den Niederlanden gab es, wie auch in anderen Ländern mit militärischem Apparat, verschiedene höhere und niedrigere Offiziersränge. In den Regimentern hatte der höchste Offizier den Rang eines Kolonels inne. Dieser war zugleich auch Inhaber des Regiments. Der Statthalter bekleidete diesen Rang in seinem Regiment, ließ sich jedoch permanent von einem Kolonel-Kommandanten vertreten. Zu den weiteren Dienstgraden im Regiment gehörten für jedes Bataillon ein Leutnant-Kolonel, ein Major, zwölf Kapitäne sowie jeweils ein Leutnant und ein Fähnrich in den Kompanien. Zudem dienten in den Kompanien Sergeanten und Korporäle als Unteroffiziere.²⁸ Die Kapitäne waren Eigentümer der jeweiligen Kompanien. Rangunterschiede bestanden zwischen der Kavallerie und der Infanterie nicht, zwischen der Marine und der Infanterie wurden diese hingegen erst 1750 aufgehoben.²⁹

²⁷ Der Kapitän Kempo Fullenius ließ seine Prozessunterlagen sogar in gedruckter Form publizieren. *Proceduiren Tusschen De Gewaldige Provoost der Vriesche en Nassouwsche Regimenten als Klager; en De Capitain Kempo van Fullenius als beklagde. Voor den Krijghsgerichte van voorschreven Provintie geventileert, en door den selven getermineert, In't licht gegeven door geseyde Capitain Fullenius, o. O. o. D.* (Leeuwarden, TR, Bibliothek, Signatur: 3367 G).

²⁸ Den Haag, KHA, HCII, Nr. 128 (23.5.1671).

²⁹ Rangverhoudingen van Zee-en Landofficieren, in: *Militair-rechtelijke tijdschrift* 6 (1910/11), S. 134.

Die personelle Besetzung der friesischen Regimenter war Aufgabe des Statthalters, im Falle seiner Minderjährigkeit stand das Ernennungsrecht den Ständen der Provinz zu.³⁰ Diese Verfahrensweise bedingte eine enge Beziehung zur Obrigkeit.³¹ Nach der Ernennung mussten die Offiziere ab dem Kapitänsgrad in Den Haag bei den Generalständen einen Eid leisten und zudem im Ernennungsbuch des Raad van State unterzeichnen.³² Die Reise nach Den Haag und die dort ausgegebene Ernennungsurkunde hatten die Offiziere selbst zu bezahlen, was diese finanziell stark belastete.³³ Da die Offiziersstellen im Regiment nur zum Teil besoldet waren, und zudem viele Militärs unentgeltlich oder mit einer wesentlich geringeren Besoldung, als es ihren eigentlichen Dienstgraden entsprach, dienten, stand der hohe Offiziersdienst nur Männern offen, die das nötige ökonomische Kapital aufbringen konnten.³⁴ Diese Voraussetzungen prägten das soziale Gefüge des Offizierskorps erheblich, da vor allem Angehörige der friesischen Oberschicht, Nachkommen reicher niederländischer Familien, sowie zumeist Adelige aus Deutschland im Heer dienten. Die Männer, die aus den Niederlanden stammten, waren zum Teil adeliger, zu einem großen Teil aber auch bürgerlicher Abstammung. In der Provinz Friesland spielte die Zugehörigkeit zum Adel keine ausgeprägte Rolle, etliche adelige Familien starben während des 18. Jahrhunderts aus.³⁵ Da es zudem in der Provinz keine Ritterschaft gab, konnten auch keine Familien nachträglich in den Adelsstand er-

³⁰ Siehe die Verordnung der Stände der Provinz Friesland vom 23.12.1686.

³¹ Die Kapitäne mussten für den Erwerb der Kompanie ein Waffengeld bezahlen. Vgl. Fritz Redlich, *The German military enterpriser and his work force. A study in European economic and social history*, Wiesbaden 1965, Bd. 2, S. 78; Jan Glete, *War and the State in Early Modern Europe. Spain, the Dutch Republic and Sweden as fiscal-military states, 1500–1660*, London u. a. 2002, S. 158; Hans Black, *Die Grundzüge der Beförderungsordnungen*, in: Hans Meier-Welcker (Hrsg.), *Untersuchungen zur Geschichte des Offizierkorps. Anciennität und Beförderung nach Leistung*, Stuttgart 1962, S. 65–151, bes. S. 104–108.

³² Den Haag, NA, RvS, Nr. 1929.

³³ Den Haag, KHA, Bestand: Willem IV [im Folgenden WIV], Nr. 208, o. D. (ca. erste Hälfte 18. Jhdt.).

³⁴ Dies zeigt sich bei dem untersuchten Regiment vor allem darin, dass häufig nur Angehörige aus reichen bzw. einflussreichen Familien dienten.

³⁵ Siehe insbesondere: Yme Kuiper, *Adel in Friesland 1780–1880*, Groningen 1993.

hoben werden.³⁶ Zudem wurde das soziale Gefüge von normativen Regelungen geprägt, die Bewerber friesischer Abstammung bei der Vergabe der Offiziersposten bevorzugten.³⁷ Ab 1725 waren diejenigen, die einen höheren Offiziersposten bekleideten, dazu verpflichtet worden, gleichzeitig als Kapitäne im Regiment zu dienen. Vorher bestand keine einheitliche Regelung, sodass viele Kapitäne versucht hatten, zwar in einem Regiment einen hohen Offiziersposten zu erlangen, es jedoch ablehnten, ihre alten und besonders ehrwürdigen Kompanien abzugeben.³⁸ Durch diese Verordnung waren die Offiziere an das Regiment gebunden, wodurch verhindert wurde, dass Offiziere in mehreren Regimentern gleichzeitig dienen.

Doch stellt sich hieran anknüpfend die Frage, welche Faktoren dafür verantwortlich waren, dass Offiziere ihr jeweiliges Regiment verließen. Daran schließt sich zudem die Frage an, ob das Regiment für die Offiziere nach dem Ausscheiden noch eine Bedeutung hatte, bzw. ob sich die Dienstzeit positiv bzw. negativ auf den weiteren Karriereverlauf auswirken konnte.

Die meisten Offiziere beendeten ihre Dienstzeit im Leibregiment in der Regel, indem sie freiwillig aus dem Militärdienst ausschieden. Von großem Interesse schien es für Offiziere mit adeligem Familienhintergrund gewesen zu sein, nach dem Militärdienst das Amt des Grietmans wahrzunehmen. Grietmannen waren in der Provinz Friesland lokale Verwalter einer Grietenei, die sowohl für die Niederge-

³⁶ Nachweislich wurde in dem Untersuchungszeitraum ein Offizier geadelt. Dies betraf Frederik Willem van Meijers, der aufgrund seiner Einsätze im deutschen Reich vom preußischen König die Ehre erhielt. Leeuwarden, TR, Bestand: Familie Van Sminia (toegang 327), Nr. 2212.

³⁷ In einer Resolution der Stände Frieslands vom 30.06.1683 hieß es, dass für die hohen Offiersposten die einheimischen oder naturalisierten Personen gegenüber fremden zu bevorzugen seien. Hans Laurentz Zwitter, ‚De Militie van den staat‘. Het leger van de Republiek der Verenigde Nederlanden, Amsterdam 1991, S. 44.

³⁸ Als ehrwürdig galten die Kompanien, die vor 1671 ausgehoben worden waren. Vgl. H. Algra, In de Republiek, in: J. J. Kalma, J. J. Spahr van der Hoek, K. de Vries (Hrsg.), *Geschiedenis van Friesland*, Drachten 1968, S. 303–339. Siehe die Resolutionen der Stände von Friesland vom 16.3.1725 und 30.3.1728: Den Haag, KHA, WIV, Nr. 210 (Mappe 118).

richtbarkeit als auch häufig für die Eintreibung der Steuern zuständig waren.³⁹ Bei einigen einflussreichen Familien in Friesland scheint daher einerseits die Loyalität als Offizier geringer gewesen zu sein als die mitunter dynastischen Verpflichtungen, als Grietman zu wirken, andererseits waren möglicherweise die ökonomischen Vorteile dieses Amtes verlockend. Besonders interessant für den Fall Frieslands und der Residenz Leeuwarden ist eine Betrachtung der Rolle, die die Offiziere am Hof des Statthalters einnahmen. Eine Dienstzeit im Leibregiment des Statthalters wirkte in Bezug auf die Karrieren am Hof besonders förderlich. So bekleideten beispielsweise die Kapitäne Hobbo Esaias van Aylva (1696–1772) und Gemme Onuphrus van Burmania (1697–1759) später die Ämter des Oberstall- bzw. Oberhofmeisters in der Leeuwarder Residenz. Jacques Adriaen Isaac Bigot de Villandry (1709–1775), der in den 1730er Jahren im Regiment des Statthalters als Offizier gedient hatte, agierte ebenso ab dem Jahr 1759 am Hof des Statthalters, der 1747 nach Den Haag verlegt worden war, als Nachfolger von Burmania.⁴⁰

Jedoch war die Zugehörigkeit zum Regiment keineswegs ausschließlich positiv zu werten. Die Loyalität seitens der Offiziere und damit zum Statthalter war mit wesentlichen Ansprüchen verbunden. So hatte der Offizier Menno van Coehoorn (1641–1704) im Jahr 1679 beabsichtigt, das Regiment zu verlassen, weil ihm kein höherer Posten verliehen wurde. Während eines Feldzugs kommandierte er als Brigadier, jedoch blieb es ihm nach Ende des Kriegs verwehrt, diesen Titel weiterhin zu tragen. Deutlich bildet sich hierin die Diskrepanz

³⁹ Algra, *Republiek* (wie Anm. 38), S. 303; Hotso Spanninga, *Patronage in Friesland in de 17de en 18de eeuw: een eerste terreinverkkking*, in: *De Vrije Fries* 67 (1987), S. 11–26, hier S. 16 f.

⁴⁰ Siehe zum Hof und besonders den Patronagebeziehungen von Statthalter Wilhelm Friedrich: Geert H. Janssen, *Creaturen van de macht. Cliëntelisme bij Willem Frederik van Nassau (1613–1664)*, Leiden 2005. Zu den späteren Verflechtungen: Yme Kuiper, *Onder hovelingen. Hofadel in Leeuwarden, Friese cabale in Den Haag*, in: J. J. Huizinga (Hrsg.), *Van Leeuwarden naar Den Haag. Rond de verplaatsing van het stadhouderlijk hof in 1747*, Franeker 1997, S. 37–58; Marijke Bruggeman, *Nassau en de Macht van Oranje. De strijd van de Friese Nassaus voor erkenning van hun rechten, 1702–1747*, Hilversum 2007.

zwischen der Dienstpflicht gegenüber einem Regiment einerseits und den eigenen Karriereplänen andererseits ab.⁴¹ Der Zugang über das Regiment lässt also grundlegende Strukturen der frühneuzeitlichen Karrierewege erkennen.

Ein aus mentalitätsgeschichtlicher Perspektive interessanter Befund offenbart sich in Bezug auf das Ende des Dienstes beim Ableben der Offiziere. Insbesondere auf Grabinschriften wurde auf das Regiment verwiesen. Wenngleich solche Inschriften für Militärs in höheren Positionen naheliegend sind, ließen diese Angaben jedoch den jeweiligen Offizier in Bezug auf seine Anstellung verorten. So heißt es beispielsweise auf dem Grabstein des Militärs Jan Idzardi, der am 24. April 1707 verstorben war und auf dem Friedhof zu Gau in der Provinz Friesland begraben wurde, dass er „capt: luit: in het regiment van ed. heere ge. majoor. Vegelyn“ gewesen sei.⁴² Explizit wurde hier sein militärischer Grad als Kapitän-Leutnant bemerkt. Die Identifikation bezog sich somit explizit auf ein bestimmtes Regiment.

Ebenso wie die Offiziere stehen die gemeinen Soldaten in enger Verbindung zu ihrem jeweiligen Regiment. Wenngleich einfache Soldaten die größte soziale Gruppe im Militär bildeten, sind über sie häufig nur wenige Informationen greifbar. In den Niederlanden können vor allem anhand von Gerichtsprotokollen konkrete Aussagen über Facetten ihrer zivilen und militärischen Lebenswelten getroffen werden. Eine Zugehörigkeit zum Regiment begründete sich durch die Annahme. Junge, am Militärdienst interessierte Männer waren sich häufig ihrer Verhandlungsmöglichkeiten bei der Annahme bewusst. Sowohl die Dienstzeit als auch das Handgeld konnten in vielen Fällen individuell ausgehandelt werden. Die Wahl des Regiments gehorchte somit häufig ökonomischen Interessen.

⁴¹ Memorien Menno van Coehoorn, in: Albert Reinstra (Hrsg.), *Een veldheer in Wijckel*. Menno Baron van Coehoorn, Franeker 2009, S. 130–157, hier S. 133 (p. 10).

⁴² Hessel de Walle, *Friezen uit vroeger eeuwen*. Opschriften uit Friesland, 1280–1811, Franeker 2007, S. 312, Nr. 2048. „Kapitän-Leutnant in dem Regiment des Generalmajors Vegelin van Claerbergen“.

Das Regiment als Untersuchungsgegenstand.

Nach der Annahme waren die Soldaten vertraglich an das Regiment gebunden und mussten ihren Wohnort in den Garnisonsort des Regiments verlegen. In den Niederlanden gab es zur Zeit des Ancien Régime keine Kasernen, sodass Soldaten mit den Einwohnern der jeweiligen Städte in ihren Häusern zusammenlebten. Im Gegensatz zur Einquartierungspraxis in vielen deutschen Städten bestand in den meisten niederländischen Orten kein Zwang zur Einquartierung. Soldaten mussten bei ihrer Garnisonierung selbst für Wohnraum sorgen und dafür direkt mit den Einwohnern in Kontakt treten.⁴³ Die Anwesenheit des Militärs wurde daher von den Einheimischen in ökonomischer Hinsicht durchaus positiv bewertet, da sich für sie durch die Vermietung des Wohnraums eine lukrative Einnahmequelle aufat.

Beim konkreten Zusammenleben im städtischen Alltag wurden die Soldaten von den Einwohnern häufig in Bezug auf ihr jeweiliges Regiment wahrgenommen. Nach Streitigkeiten, die in gerichtlichen Untersuchungen endeten, beschrieben die Einheimischen in ihren Zeugenaussagen die Soldaten häufig anhand der Regimentskleidung und verorteten sie daher in Bezug auf deren jeweilige Einheit. Dies war offensichtlich das prägende und vor allem sichtbare Unterscheidungsmerkmal zwischen den zivilen Bewohnern und den Militärs. Die Uniform symbolisierte deutlich die Zugehörigkeit zum Regiment.⁴⁴ So mussten zum Tode verurteilte Soldaten bei ihrer Hinrichtung die Uniform ablegen, wodurch öffentlich der Bruch mit der Einheit und dem Militär vollzogen und inszeniert wurde.⁴⁵ Um die Bedeutung der Uniform wussten die Soldaten zudem selbst, denn als

⁴³ Im deutschsprachigen Raum gab es auch vielfältige Kontakte zwischen Militärs und zivilen Bewohnern, jedoch war die Einquartierung dort obrigkeitlich geregelt. Ralf Prüve, *Stehendes Heer und städtische Gesellschaft im 18. Jahrhundert. Göttingen und seine Militärbevölkerung 1713–1756*, München 1995.

⁴⁴ Siehe beispielsweise den Fall von Soldaten, die der Fälschung von Geld verdächtigt wurden. Emden, Stadtarchiv [im Folgenden: StadA], Bestand: Erste Registratur [im Folgenden: I. Reg.], Nr. 867 (1729), einen Vorfall bezüglich ausstehender Gehälter ebd., Nr. 873 (1730) sowie die Ermittlungen wegen eines Todesfalls ebd., Nr. 896b (1741).

⁴⁵ Gerh[ardus] Feltmans Aanmerckingen over den Articulbrief, ofte Ordonnantie op Discipline Militaire, Den Haag 1716, S. 71.

Johann Ludwig Reiger 1728 versucht hatte, mit einer alten Uniform aus der Garnison in Emden zu desertieren, hatte er zumindest optisch bereits mit dem Heerdienst gebrochen.⁴⁶ Dieser Bruch darf jedoch keineswegs als eine Ablehnung der niederländischen Armee oder des Militärs als solches verstanden werden. Deutlich wird diese Haltung vor allem in der Tatsache, dass sich etliche Deserteure in der gleichen Armee bei einem anderen Regiment wieder annehmen ließen. Offensichtlich wurde das frühneuzeitliche Militär durch die Regimenter sowie die dazugehörigen Kompanien verkörpert. Es stellt sich daher die Frage, ob die Soldaten selbst sich im Militär mental vor allem mit ihren Regimentern assoziierten. So hatte der Soldat des friesischen Statthalterregiments, das im Jahr 1743 in der Garnison in Emden stationiert war, Geuke Harms, nach Zeugenaussagen behauptet, dass die Soldaten des Groninger Regiments „Scheijs-Kerrel“ seien. Ein anderer niederländischer Soldat rief 1735 in der Stadt Emden „Vivat Wichers“ und meinte damit explizit das Regiment van Wichers, in dem er diente. Beide Soldaten grenzten sich offensichtlich von den anderen, parallel in der Garnison liegenden Regimentern ab.⁴⁷

V. Merkmale der Zusammengehörigkeit: Das Bildprogramm

Von hohem Aussagewert bei der Beantwortung der Frage nach der identitätsstiftenden Rolle ist das Bildprogramm des Regiments. Dies kann anhand von dinglichen Quellen erschlossen werden. Besonders Dinge wirkten identitätsstiftend und trugen somit zur Distinktion gegenüber anderen bei.⁴⁸ Zu diesen gehörten vor allem Uniformen

⁴⁶ Rolf Uphoff, Der Prozess gegen den Deserteur Johann Ludwig Reiger nach den Akten des Emdener Kriegsrates, in: Emdener Jahrbuch 84 (2004), 92–98; Vgl. Michael Kaiser, Die Söldner und die Bevölkerung. Überlegungen zu Konstituierung und Überwindung eines lebensweltlichen Antagonismus, in: Stefan Kroll, Kersten Krüger (Hrsg.), Militär und ländliche Gesellschaft in der frühen Neuzeit, Münster u. a. 2000, S. 79–120, hier S. 116.

⁴⁷ Emden, StadA, I. Reg., Nr. 885 u. 899.

⁴⁸ Paula Findlen, Early Modern Things. Objects in motion, 1500–1800, in: Paula Findlen (Hrsg.), Early Modern Things. Objects and their histories, 1500–1800, London u. a. 2013, S. 3–27, hier S. 5 f.; Erin K. Lichtenstein, Identities through things. A comment, in: ebd., S. 375–380.

und Waffen, aber auch die Banner und Fahnen. Diese Objekte sind in der Regel nicht überliefert (bzw. können nicht nachgewiesen werden) und müssen daher allein anhand von schriftlichen wie bildlichen Quellen rekonstruiert werden.

Zunächst ist ein Blick auf die militärischen Banner und Flaggen zu werfen. Eine Abbildung des Banners des statthalterlichen Regiments vermutlich aus den 1680er Jahren findet sich auf einer Zeichnung, die in der *Bibliothèque Nationale* in Paris vorliegt.⁴⁹ Sie zeigt ein Banner mit Abbildungen des Nassauischen Wappens (goldener Löwe auf blauem Grund) auf einem blau-gelb gestreiften Grund. Deutlich wird somit das Regiment in Beziehung zum Adelsgeschlecht der friesischen Statthalter, also seinen Inhabern, gesetzt. Die besondere Bedeutung der Fahnen zeigt sich auch darin, dass der Begriff synonym zur Kompanie verwandt wurde. So spricht beispielsweise der Artikelbrief im Abschnitt über die Desertion davon, dass Soldaten sich nicht „van ‘t Vendel begeven“ sollen.⁵⁰

Ebenso regimentsspezifisch wirkten die Uniformen.⁵¹ In der bisherigen Forschung wurden soldatische Uniformen jedoch kaum thematisiert, lediglich die Offiziersuniformen fanden nähere Betrachtung, sodass sich hier weitere zentrale Erkenntnisebenen aufzeigen lassen.⁵² Einheitliche Uniformen kamen mit hoher Wahrscheinlich-

⁴⁹ Frans Gerard de Wilde, De ontwikkeling van de Infanterie-uniformen in het Staate Leger gedurende de 18e eeuw, in: *Armamentaria* 17 (1982), S. 89–105.

⁵⁰ Abgedruckt: Marten Lodewijk Dorreboom, ‚Gelijk hij gecondemneert word mits deezen‘. Militaire strafrechtspleging bij het krijgsvolk te Lande, 1700–1795, Amsterdam 2000, S. 308 (Art. 16).

⁵¹ De Wilde, *ontwikkeling* (wie Anm. 49), *passim*; Siehe ebenso: Marian Füssel, *Der Wert der Dinge. Materielle Kultur in soldatischen Selbstzeugnissen des Siebenjährigen Krieges*, in: *Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit* 13 (2009), S. 104–121, hier S. 105–111 u. 120; Siehe zum Spannungsfeld von Bekleidung und Identität vor allem: Ulinka Rublack, *Dressing up. Cultural Identity in Renaissance Europe*, Oxford 2010.

⁵² Vgl. Carmen Winkel, *Distinktion und Repräsentation: Deutung und Bedeutung von militärischen Uniformen im 18. Jahrhundert*, in: Sandro Wiggerich, Steven Kensy (Hrsg.), *Staat Macht Uniform. Uniformen als Zeichen staatlicher Macht im*

keit erst mit dem Aufstellen von Regimentern auf.⁵³ Ab den 1680er Jahren finden sich Hinweise auf ihre Farbgebung. Diese hing von den Vorstellungen des Regimentsinhabers ab, für die konkrete Anschaffung waren die hohen Offiziere zuständig. Die Uniformen wurden in den Niederlanden schlicht gestaltet, bereits 1699 war ein Verbot von Gold- und Silberverzierungen an den Uniformen der Offiziere erlassen worden.⁵⁴ Ebenso stand es unter Strafe, Veränderungen an den Uniformen vorzunehmen.⁵⁵ Gewechselt wurden die Uniformen in den Niederlanden alle zwei Jahre. In der Regel waren die Uniformen in den Niederlanden zur Zeit des späten 17. und frühen 18. Jahrhunderts durch die Farben rot und blau geprägt. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts setzte sich durch, dass die Oberteile blauer Farbe waren und die Hosen zumeist in rot gehalten wurden. Auch nach der Militärreform von 1752, die in vielerlei Hinsicht vereinheitlichend wirkte, wiesen die Regimenter weiterhin leicht divergente Farbgebungen auf. Zwar waren die Uniformen einheitlich blau, doch variierte oftmals das Unterfutter in der Farbgestaltung.⁵⁶ Deutlich wird dies beispielsweise anhand eines Vergleichs des Regiments des Statthalters auf der einen und des Regiments des Kolonel Johan van Idzinga auf der anderen Seite. Während das erste blaue Uniformjacken mit rotem

Wandel?, Stuttgart 2011, S. 127–146, sowie Daniel Hohrath, *Friedrich der Große und die Uniformierung der preußischen Armee*, 2 Bde., Wien 2011.

⁵³ Die Söldner zuvor waren individuell gekleidet; Vgl. Thomas Weißbrich, *Des Kriegers neue Kleider – Zur Uniformierung der Armeen im späten 17. Jahrhundert*, in: Stephan Theilig (Hrsg.), *Historische Konzeptionen von Körperlichkeit. Interdisziplinäre Zugänge zu Transformationsprozessen in der Geschichte*, Berlin 2011, S. 85–106.

⁵⁴ Leeuwarden, TR, Bestand: Familie Calkoen-Vegelin van Claerbergen (toegang 332–07), Nr. 289.

⁵⁵ Vgl. die Ordnung wie Anm. 12.

⁵⁶ Den Haag, NA, StadhSecr, Nr. 428. Dies war weiß, rot oder auch gelb. Die Kavallerie war fortan in weißen Uniformen mit rotem Unterfutter (außer das Regiment Philipsthal, das ein blaues Unterfutter aufwies) gekleidet. Die berittene Garde des Statthalters wies blaue Uniformen auf, die in niederländischen Diensten stehenden schottischen Regimenter waren mit rotem Stoff bekleidet. Ebenso wies das dritte Bataillon der in Deutschland stationierten Regimenter, von Waldeck, eine weiße Uniform auf (Siehe zu diesem Bataillon: Erhard Grund, *Die vier Bataillone Oranien-Nassau*. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte des 18. Jahrhunderts, Ohren 1995, S. 137 f.).

Das Regiment als Untersuchungsgegenstand.

Unterfutter trug, wies das zweite eine weiß-graue Jacke mit blauer Unterfütterung auf.⁵⁷ Anhand des Vergleichs von unterschiedlichen Militäruniformen muss es für Außenstehende möglich gewesen sein, das Regiment anhand der jeweiligen Uniform zu erkennen.⁵⁸ Somit kann eine nähere Betrachtung der Uniformierungen der Soldaten Aufschluss über die zeitgenössische Wahrnehmung und angestrebte Distinktionen geben.

Zur Uniformierung gehörte zudem auch eine korrekte Haartracht. Ein Verstoß hiergegen konnte mit Haftstrafen geahndet werden.⁵⁹ Gesonderte Kopfbedeckungen lassen sich zudem für Grenadiere und Sergeanten des statthalterlichen Regiments nachweisen. Erstere trugen eine spezielle Grenadiersmütze, letztere eine Mütze mit dem Wappen des Statthalters.⁶⁰ Das Militär war somit deutlich darauf bedacht, einheitlich aufzutreten. Ebenso zeigte sich diese konforme Ausstattung bei anderen Objekten wie beispielsweise den Patronentaschen der Musketiere, die alle das Wappen und den Namen des Statthalters tragen mussten.⁶¹

Klar erkenntlich wird die Einheitlichkeit der Regimentsgegenstände bei den Waffen. Die Gewehre des friesischen Statthalterregiments trugen die Aufschrift „Orange Lijff Regiment“ sowie die Nummer

⁵⁷ Aurich, Staatsarchiv, Bestand: Rep. 4 B IV e Nr. 116, p. [44r+v]. Siehe vergleichend zu Preußen: Jürgen Kloosterhuis, *Ordre, Liste und Porträt. Identitätsstiftung und Traditionsbildung im Preussischen Offizierkorps des 18. Jahrhunderts im Spiegel seiner Schrift- und Bildquellen*, in: *Hitotsubashi Journal of Law and Politics* 39 (2011), S. 3–29.

⁵⁸ Vgl. Grund, *Bataillone* (wie Anm. 56), S. 151–153. Grund postuliert, dass das Regiment und vor allem auch der Grad der Offiziere anhand von Waffen und verschiedenen Dingen wie Bändern oder Kordeln erkennbar war. Dies konnte für das Militär in den Niederlanden nicht konkret nachgewiesen werden, wird jedoch ebenso als wahrscheinlich erachtet.

⁵⁹ Emden, StadA, I. Reg., Nr. 894 (1740), Urteil gegen den Kapitän Swaneveld, sechs Tage Arrest.

⁶⁰ Leeuwarden, TR, SHA, Nr. 682. Dies bezieht sich auf das Groninger Leibregiment, welches unter Leitung von Gerhard Sichterman stand (1729).

⁶¹ Den Haag, KHA, HA, Nr. 71, Brief: Nr. 4; Brief von Herman van Rusier aus Bergen op Zoom (7.6.1701).

der jeweiligen Kompanie. Die Waffen durften nicht mit den Namen der Kapitäne versehen werden, da diese nach Ansicht des Statthalters zu häufig wechselten. Die Gewehre der Leibkompanie des Statthalters trugen allein die Aufschrift „Lijff Compagnie“.⁶² Dass die Aufschriften auch tatsächlich nach außen wirken sollten, wird anhand eines Briefwechsels deutlich, den der Major Herman van Rusier mit dem Hof führte, nachdem der friesische Statthalter Johann Wilhelm Friso im Jahr 1702 den Titel des Prinzen von Oranien nach dem Tod Wilhelms III. geerbt hatte. Der Major hatte sofort alle Wagen des Regiments und die Briefbögen mit dem Titel *garde van de Prins van Orange en Nassau* versehen lassen. Jedoch beklagte er sich in seinem Schreiben darüber, dass ihnen seitens einiger Offiziere anderer Regimenter nicht die Ehre gestattet worden sei, diesen Titel zu tragen.⁶³ Offensichtlich hatten die Aufschriften und – damit verbunden – das dynastische Selbstverständnis eine starke Außenwirkung. Aufschriften und Symboliken waren intendiert und dienten somit der Distinktion. Diese Unterscheidung wirkte sowohl innermilitärisch als auch nach außen gegenüber zivilen Bereichen und Menschen. Der Befund zeigt daher, dass das Militär und insbesondere einzelne Regimenter als Gegenstand von symbolischer Kommunikation verstanden werden müssen.⁶⁴ Das Militär kommunizierte mit unmissverständlichen Zeichen und deutete in den geschilderten Fällen wesentlich auf das Selbstverständnis der Nassauer-Dynastie hin. Durch das Militär konnte sich der Statthalter offensichtlich repräsentieren und damit sowohl im- als auch explizit Herrschaftsansprüche reklamieren. Nicht zuletzt zeugt die allgegenwärtige Präsenz des Militärs im öffentlichen Raum in Form von Exerzierübungen, Paraden und Wachdiensten von der Durchsetzung herrschaftlicher Ansprüche.

⁶² Den Haag, KHA, WIV, Nr. 208 (1735).

⁶³ Den Haag, KHA, HA, Nr. 71, Aktenstück, Nr. 13.

⁶⁴ Vgl. allgemein: Barbara Stollberg-Rilinger, Symbolische Kommunikation in der Vormoderne. Begriffe – Thesen – Forschungsperspektive, in: Zeitschrift für Historische Forschung 31 (2004), S. 489–527.

VI. Schlussbetrachtung

Das Regiment als Untersuchungseinheit im Zuge der Neueren Militärgeschichte ist in zweierlei Hinsicht dienlich. Zum einem erlaubt der Zugriff aus methodischer Sicht die Abgrenzung des Untersuchungsraums und ermöglicht die Generierung allgemeiner Erkenntnisse über das Militär. Offizierskorps, Soldaten und Verwaltungseinheiten können miteinander verglichen werden, wodurch vor allem individuelle Eigenschaften des innermilitärischen Systems herausgearbeitet werden können. Zum anderen ist der Zugriff ergiebig, da das Regiment als Identifikationseinheit der Militärs selbst wirkte. Dabei konnten verschiedene Ebenen herausgestellt werden. Dies betraf einerseits rechtsgeschichtliche Aspekte, wie die Aufrichtung von regimentsspezifischen Gerichten, andererseits wirkte das Regiment vor allem auf mentaler Ebene. Dieser Bereich ist über eine Analyse der Dinge des Militärs zu greifen. Uniformen, Banner und die Beschriftung von Waffen oder Wagen gaben ein eindeutiges Bildprogramm vor, das offensichtlich auch in seiner identitätsstiftenden Wirkung wahrgenommen wurde. Dabei gehen solche Befunde weit über ihre innermilitärische Bedeutung hinaus, wenn sie beispielsweise das dynastische Verständnis der Regimentsinhaber offenbaren. Sowohl die Akteure des Regiments als auch Nichtmilitärs nahmen das Militär, sowohl in personeller als auch institutioneller Hinsicht, häufig in Bezug auf das Regiment wahr. Während die individuellen Eigenschaften des Regiments zivilen Menschen zur Beschreibung dienten, lässt sich insbesondere bei den Soldaten eine Identifikation mit dem Regiment feststellen, die häufig auch eine distinktive Wirkung entfalten konnte. Interessant wäre zu klären, ob diese Vorstellungen und Verhaltensweisen einen gewissen Korpsgeist generierten. Die Erforschung der frühneuzeitlichen Regimentskultur steht dabei noch am Anfang, zumal vor allem vergleichende Perspektiven, die Allgemeines bestätigten und Spezifika betonen können, noch nicht verfolgt wurden.

Susan Richter

Prominent ignoriert: Sun-ze Bingfa in Frankreich am Ende des 18. Jahrhunderts – Eine Untersuchung zum Phänomen des missglückten Wissenstransfers

1. Einleitung¹

Im Jahr 1772 legte der französische Jesuit Jean-Joseph-Marie Amiot (1718–1793)² mit seinem Band *Art militaire des Chinois* die Übersetzung von drei der sechs bedeutendsten chinesischen Militärklassiker ins Französische und damit erstmals in eine europäische Sprache vor.³ Es handelt sich um Sunze *Die Kunst des Krieges*, die Lehren des Wuzi, die militärischen Regeln des Sima Rangju und um Auszüge aus den strategischen Plänen des Liu tao.⁴ Dazu kam die Übersetzung der *Zehn*

¹ Der Aufsatz basiert auf einem Vortrag zur AKM-Jahrestagung 2013 in München zum Thema *Die Geschichte der Militärtheorie von der Antike bis zum Atomzeitalter*. Ich danke meinen Mitarbeitern Michael Roth und Steve Bahn sehr herzlich für Literaturrecherchen sowie Simon Schmitz für die Ordnung der Fußnoten.

² Zu Amiot und seiner Missionsarbeit in China sowie seinem Wirken am Peking-Hof noch immer Camille de Rochemonteix, *Joseph Amiot et les derniers survivants de la Mission française à Peking (1750–1795)*, Paris 1915. Vgl. Emmanuel Davin, *Un éminent sinologue toulonnais du XVIIIe siècle le R. P. Amiot, S. J. (1718–1793)*, in: *Bulletin de l'association Guillaume Budé* 3 (1961), S. 380–395; Michel Hermans, *Biographie de Joseph-Marie Amiot*, in: Yves Lenoir (Hrsg.), *Les danses rituelles chinoises d'après Joseph-Marie Amiot aux sources de l'ethnochorégraphie*, Bruxelles 2005, S. 11–77, hier S. 18–40. In Hermans sehr aussagekräftiger biographischer Zusammenfassung findet sich ein guter Überblick zu diversen Lexika-Einträgen zu Amiot sowie ein Werkverzeichnis seiner Schriften und Kompositionen.

³ Jean-Joseph-Marie Amiot, *Art militaire des Chinois ou Recueil d'anciens traités sur la guerre*, Paris 1772.

⁴ Eine Übersetzung, die auf Amiots Leistung in der Einleitung eingeht, bietet Lucien Nachin (Hrsg.), *Sun Tse et les anciens Chinois ou Tse et Se Ma Fa (Ve au IIIe siècle avant J.-C.)*, o. O. 1948, S. 6 f. Nachin (1885–1952) hatte als französischer Militärhistoriker auch zu Clausewitz und Machiavelli gearbeitet und fungierte als Herausgeber einer Sammlung von Militärklassikern aus unterschiedlichen Kulturen. Als moderne Übersetzung der chinesischen Klassiker eignet sich Ralph D. Sawyer (Übers.), *The Seven Military Classics of Ancient China*, Boulder, CO 1993. Vgl. auch kurz Bruno Colson, *L'art de la guerre de machiavel a clausewitz*, Namur 2002, S. 198–202.

Ermahnungen oder Gebote des Yongzheng-Kaisers (1678–1735), des Vaters des amtierenden Qianlong-Kaisers (1711–1799)⁵, an seine Armee aus dem Jahr 1728 sowie einige Instruktionen für das Exerzieren. Letzteren waren von Amiot Abbildungen beigegeben. Im Vorwort des Übersetzungskompandiums betonte Amiot, den Lesern in Frankreich einen Eindruck vom chinesischen Militär, seiner Verankerung im Staat, seiner Organisation, der Kriegführung und insbesondere der chinesischen Kriegsethik vermitteln zu wollen. Übersetzungen wie diese fungierten als Teil kultureller Austauschprozesse. Was die Übersetzung als Kulturtransfer charakterisierte, war eine interaktive Selektion von exportiertem Bedeutungswissen⁶ – in diesem Fall aus dem Bereich des Militärs.

Zunächst soll ein Überblick zur Entstehung der Übersetzung Amiots gegeben werden. Im Anschluss wird die zeitgenössische Wahrnehmung Sunzes und der *Zehn Ermahnungen* des Yongzheng-Kaisers in zwei unterschiedlichen Gesellschaftsbereichen vorgestellt: im französischen Militär und im zivilen Kontext der Physiokratie. Es soll damit gezeigt werden, welche Rolle Amiots Kompendium in zwei Gruppen mit vollkommen unterschiedlichen Interessen spielte. Im ersten Fall des französischen Militärs handelt es sich um einen gescheiterten und im zweiten Fall der ökonomischen Bewegung der Physiokratie um einen gelungenen Wissenstransfer⁷, der die Diskussion der Anhänger

⁵ Die Kaiser werden im Folgenden nach ihrer Regierungsdeise benannt. In der englischsprachigen sinologischen Forschungsliteratur hat sich die Reihenfolge Yongzheng emperor etc. etabliert. Der vorliegende Aufsatz orientiert sich an dieser Schreibweise.

⁶ Vgl. dazu Hans-Jürgen Lüsebrink, Rolf Reichardt (Hrsg.), Kulturtransfer im Epochenbruch Frankreich-Deutschland 1770–1815, 2 Bde., Leipzig 1997, hier Bd. 1, S. 9–11; Vgl. auch grundlegend Jeffrey Freedman, *The Process of Cultural Exchange. Publishing between France and Germany (1769–89)*, Princeton, NJ 1991.

⁷ Zu Transfer vgl. Michel Espagne, Die Rolle der Mittler im Kulturtransfer, in: Hans Jürgen Lüsebrink, Rolf Reichardt (Hrsg.), Kulturtransfer im Epochenbruch Frankreich – Deutschland 1770–1815, Bd. 1, Leipzig 1997, S. 309–330, hier S. 310; Matthias Middell, Kulturtransfer und Historische Komparatistik – Thesen zu ihrem Verhältnis, in: *Comparativ* 10 (2000), S. 7–41; Ders., Von der Wechselseitigkeit der Kulturen im Austausch: Das Konzept des Kulturtransfers in verschiedenen Forschungskontexten, in: Andrea Langer, Georg Michels (Hrsg.), *Metropo-*

um die notwendige Verflechtung von Natur, Wirtschaft und Gesellschaft um zivile und militärische Themen wie etwa die Frage nach dem Soldaten als Bürger befruchtete. Der Erfolg eines Transfers muss nicht zwangsläufig in der Aneignung oder der Nachahmung fremder Ideen bestehen, er zeigt sich auch dann, wenn die Ideen so bekannt waren, dass sie argumentativ zur Kritik des Eigenen und als Spiegel des Selbst herangezogen wurden. Dies verweist einerseits auf die Qualität von fremden Ideen oder Vorstellungen, ihre gewisse Ähnlichkeit mit eigenkulturellen Gegebenheiten und zugleich auf ihre Innovationskraft als Novum und somit als wesentliche Merkmale eines gelungenen Transfers. Für einen Transfer musste grundsätzlich aber erst einmal ein Bedarf an Wissen bestehen. Auch die mehr oder weniger engagierte Rolle der Mittler oder Multiplikatoren begünstigte den Erfolg des Transfers. Doch Transfer konnte auch scheitern, wenn Adressaten nicht erreicht wurden oder sich dem angebotenen Wissen verwehrten, es ablehnten oder seine Verbreitung verhinderten. Das zur Verfügung gestellte Wissen und damit die fremden Ideen konnten von anvisierten Adressaten auch als ihnen schädlich identifiziert werden. Erfolg oder Misserfolg von transferierten Wissensbeständen und ihre Rezeptionsfähigkeit hing – wie nachfolgend zu zeigen sein wird – von den Akteuren und den Interessen von Gruppen ab.

Dass es während der euphorischen Auseinandersetzung mit der fern-chinesischen Monarchie und der Stilisierung Chinas zum Musterstaat durch Voltaire, die Physiokraten und deutschen Kameralisten, durch Philosophen und Staatstheoretiker auch eine versteckte Misserfolgsgeschichte in der Rezeption von Wissen etwa im Bereich der Militärtheorien, insbesondere der ersten Übersetzung der Lehren des Sunze, gibt, ist bisher in der Forschung nicht beleuchtet worden.

len und Kulturtransfer im 15./16. Jahrhundert, Prag u. a. 2001, S. 15–51. Kultur wird für den Verlauf des Transfers in dieser Arbeit nach Espagne als stabile Einheit angenommen, auch wenn sie diese durch frühere „Hybridisierungen“ eigentlich nicht ist. Michel Espagne, *Jenseits der Komparatistik. Zur Methode der Erforschung von Kulturtransfer*, in: Ulrich Mölk (Hrsg.), *Europäische Kulturzeitschriften um 1900 als Medien transnationaler und transdisziplinärer Wahrnehmung*, Göttingen 2006, S. 13–32, hier S. 17.

Gerade die Vorbedingung des etablierten Status' Chinas mit seiner in Europa vieldiskutierten Verwaltungsstruktur schuf aber zunächst eine hervorragende Grundlage für die Wahrnehmung von Jean-Joseph-Marie Amiets knapp 400 Seiten umfassendem Kompendiums *Art militaire des Chinois*.⁸

II. Die Entstehung der *Art militaire des Chinois*

Der Jesuit Jean-Joseph-Marie Amiot lebte als Mathematiker und Linguist bis zu seinem Tod am Hof des Qianlong-Kaisers (1711–1799)⁹ in Peking. Der Qianlong-Kaiser hatte ihn in den ersten Mandarinrang erhoben und schätzte ihn als Übersetzer.¹⁰

Amiot unterhielt enge Kontakte zum französischen Staatsminister und Sympathisanten der Physiokraten Henri-Léonard Bertin (1720–1792)¹¹. Bertin tauschte zwischen 1744 und 1798 eine große Anzahl von Briefen mit Missionaren in China als Korrespondenten

⁸ Amiot, *Art militaire* (wie Anm. 3). Georg Ebertshäuser geht in seinem Aufsatz *Weltbild und Kriegführung. Zur Konfliktbereitschaft im vormodernen China* ohne Belege und recht pauschal davon aus, dass die Übersetzung Amiets auf ein breites Interesse gestoßen sei. Georg Ebertshäuser, *Weltbild und Kriegführung. Zur Konfliktbereitschaft im vormodernen China*, in: Antje Richter, Helmolt Vittinghoff (Hrsg.), *China und die Wahrnehmung der Welt*, Wiesbaden 2007, S. 35–52, hier S. 40.

⁹ Zu Qianlong vgl. Mark C. Elliot, *Emperor Qianlong. Son of the Heaven, Man of the World*, New Jersey, NJ 2009, S. 56–58.

¹⁰ Zum Leben und Wirken Amiets vgl. Emmanuel Davin, *Un éminent sinologue toulonnais du XVIIIe siècle le R. P. Amiot*, S. J. (1718–1793), in: *Bulletin de l'association Guillaume Budé* 3 (1961), S. 380–395, hier S. 387. Zum Wirken der Missionare am chinesischen Hof vgl. de Rochemonteix, *mission française* (wie Anm. 2), S. 111–113; Mathieu Richard Auguste Henrion, *Histoire générale des Missions catholiques*, Bd. 2, Paris 1847, S. 527; Claudia von Collani, Art. „Amiot, Jean-Joseph-Marie SJ“, in: Traugott Bautz (Hrsg.), *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon*, Bd. 14: Wolfram von Eschenbach bis Zygomalas, Theodosios. Ergänzungen 1, Hamm/Westf. 1998, S. 697–700; John Witek, Art. „Amiot, Jean-Joseph-Marie“, in: Charles Edwards O'Neill, Joaquín María Domínguez (Hrsg.), *Diccionario Histórico de la Compañía de Jesús. Biografico-tematico*, Bd. 1: AA – Costa Rica, Madrid 2001, S. 155.

¹¹ Zu Bertin vgl. (Michel) Antoine, *Le secrétariat d'État de Bertin (1763–1780). Positions des thèses de l'École des chartes*, Paris 1948, S. 11–19; André J. Bourde, *Agronomie et agronomes en France au XVIIIe siècle*, Bd. 3, Paris 1967.

der französischen Krone aus. Gerade nach der Aufhebung des Jesuitenordens im Jahr 1773 intensivierte sich das Verhältnis der ehemaligen Patres zum Hof, insbesondere Amiots zu Bertin. Amiot bat darum, auch künftig weiter im Dienste des französischen Königs Informationen sammeln und diese berichten zu dürfen.¹² Sein Aufenthalt in China sollte nun im Auftrag der französischen Regierung der Erforschung der Funktionsweise des chinesischen Staatswesens dienen. Offensichtlich rückte auch das Militär in den Blickpunkt Bertins. Gründe nannte der Minister in seinen Briefen dafür nicht. Es ging ihm aber mit den Aufträgen an die Jesuiten in China grundsätzlich darum, ganz gezielt die Wissenschaften in Frankreich durch die Auseinandersetzung mit fremdem Wissen zum Blühen zu bringen und einen politischen Nutzen für Reformen daraus zu ziehen.¹³ Auffällig ist aber der Zeitpunkt seines Interesses an fremden militärtheoretischen Konzepten, das durchaus im Zusammenhang mit den Ergebnissen des Österreicherischen Erbfolgekrieges und des Siebenjährigen Krieges stehen mag.

Amiot ließ durch eine vertraute Person eine Sammlung von Militärklassikern erwerben, die teilweise in mandschurischer Sprache gehalten war. Sie diente Amiot zur Übersetzung. Dafür hatte Amiot eigens Mandschurisch von einem Angehörigen des chinesischen Militärs erlernt. Im Jahr 1766 schickte er die ersten fertigen Manuskripte

¹² Das Memorandum findet sich neben 30 anderen Mémoires in der Korrespondenz Bertins. Vgl. Henri Cordier (Hrsg.), *Correspondance des RR. PP. Jesuites missionnaires en Chine avec H. L. J. Bertin, 1744–1798*. Signatur: Bibliothèque de l'Institut de France, ms 1526. In einem Brief vom 1. Oktober 1774 erklärte Amiot Bertin die Bereitschaft und große Motivation der Jesuiten, wie gehabt unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. der Krone zu dienen und insbesondere den großen Ministern wie ihm mit ihrem Wissen zur Seite zu stehen. Er bedankte sich bei Bertin für die Protektion und bisherige gute Zusammenarbeit. Vgl. Henri Cordier, *La suppression de la Compagnie de Jésus et la mission de Peking*, in: *T'oung pao*. Second^e series, Bd. 17/3 (1916), S. 271–347, hier S. 287.

¹³ So Bertin in einem Brief an Mr. Benoit, dem supérieur de la résidence des Missionnaires françois à Peking, 1766. Vgl. Cordier, *Correspondance*, ms. 1519, S. 295, Bl. 32v.

mit der Übersetzung der Lehren des Sunze an den Minister.¹⁴ Amiot berichtete Bertin brieflich wiederholt über die Fortschritte an seiner Übersetzung ausgewählter Militärtheorien und aktueller kaiserlicher Edikte, die Bezüge zu den Militärklassikern herstellten. Schließlich übersandte er 1766 die ersten fertigen Manuskripte mit der Übersetzung der Lehren des Sunze und im folgenden Jahr, 1767, die Lehren von Wuzi an den Minister.¹⁵ Bertin äußerte sich über die Sendungen von Amiots Manuskripten gegenüber den in Frankreich erzogenen Chinesen Pierre Ko und Etienne Yang, mit denen er ebenfalls in regem Austausch zu landwirtschaftlichen und ökonomischen Inhalten stand, in einem Brief vom 17. Oktober 1769:

„De tous les objets que j'ai reçu il n'en n'est aucun qui m'a fait plus de plaisir que l'art militaire des chinois avec les desseints des evolutions qui y sont joints; les personnes instruites à qui je l'ai communiqué m'ont fait insisté [sic!] de les faire donner au public puisqu'il seroit malheureux que des details instructifs a bien des egards et de principes puisés dans la sage morale des chinois qui ne se démener jamais fussent perdus pour l'Europe en restant dans un cabinet.¹⁶ (Von allen Dingen, die ich erhalten habe, habe ich mich über nichts mehr gefreut als über die Kriegskunst der Chinesen mit den beigelegten Manöverplänen; die gebildeten Leute, denen ich das mitgeteilt habe, haben mich dazu gebracht, darauf zu bestehen, sie der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, denn es wäre bedauerlich, dass in vielerlei Hinsicht lehrreiche Einzelheiten und Prinzipien aus der weisen Moral der Chinesen, die sich nie widerspricht, für Europa verloren wären, weil sie in einem Arbeitskabinett blieben.)“ (Eig. Übers.).

¹⁴ Amiot, *Art militaire* (wie Anm. 3), S. 7–9. Vgl. kurz dazu Hartmut Walravens, *China illustrata. Das europäische Chinaverständnis im Spiegel des 16. bis 18. Jahrhunderts*. Ausstellungskatalog der Herzog August Bibliothek, Weinheim 1987, Kat. Nr. 109, S. 183 f.; Hermans, *Biographie* (wie Anm. 2), S. 48 f.

¹⁵ Den dritten Teil zur Übersetzung von Se-ma-Tsa schickte Amiot am 11. September 1768 an Bertin. Vgl. Cordier, *Correspondance* (wie Anm. 13), ms. 1515–1526, hier ms. 1515, Bl. 6v.

¹⁶ Brief Bertins vom 17.10.1769 an Ko und Yang [Bl. 116r.]; Ebd. Bl. 116r.

Mit dem Geld aus seinem Ministerium wurde die Publikation der *Art militaire des Chinois* als französische Übersetzung von theoretischen Militärschriften Chinas schließlich realisiert.¹⁷

III. Wahrnehmung der Art militaire des Chinois in der Physiokratie

Es fanden sich neun namhafte französischsprachige, französische und deutsche Zeitschriften mit unterschiedlichsten Leserkreisen, die der Neuerscheinung der *Art militaire des Chinois* ausführliche Rezensionen widmeten. Zu nennen sind beispielsweise das *Journal Encyclopédique ou universel*, eine Zeitschrift, die zwischen 1759 und 1793 in Lüttich erschien. In ihr publizierten zahlreiche Autoren, die auch an der *Encyclopédie* mitarbeiteten. Auch die seit 1665 bestehende wissenschaftliche Fachzeitschrift *Journal des Sçavans* widmete der Übersetzung Amiets eine Rezension. Dies galt auch für den auf Themen aus Politik, Kunst und Literatur fokussierten und gleichermaßen im Ausland wie in Frankreich wahrgenommenen *Mercure de France* und die Zeitschrift *L'Année littéraire*, die zwischen 1754 und 1790 Rezensionen zu Werken aus ganz Europa druckte.¹⁸ Auch die *L'Esprit des journeaux*, eine Zeitschrift, die zwischen 1772 und 1818 anderweitig erschienene Artikel kompilierte, gewährte einer kurzen Besprechung der Übersetzung Amiets Platz. Wenig verwunderlich ist ihre Rezension in der 1770 neu gegründeten, jedoch sehr kurzlebigen Militärzeitschrift *Encyclopédie militaire par une société d'anciens officiers et de gens de lettres*.¹⁹ Sie wurde 1772, im Erscheinungsjahr der *Art militaire des Chinois*, schon wieder eingestellt.

Eine einzige deutsche Zeitschrift widmete dem Werk eine Kritik: Im ersten Band des *Teutschen Merkur* erschien aus der Feder des Mithe-

¹⁷ Bertins Brief an Mr. Benoit, Cordier, Correspondance (wie Anm. 13), ms. 1519, S. 295, Bl. 32v.

¹⁸ Rezension zur *Art militaire des Chinois*, in: *Mercure de France*, 1 (1772), S. 107–121. Eine weitere Rezension findet sich in *L'Année littéraire* 4 (1772), S. 289–317.

¹⁹ Rezension zur *Art militaire des Chinois*, in: *Encyclopédie militaire par une société d'anciens officiers et de gens de lettres*, S. 78–80.

erausgebers Friedrich Heinrich Jacobi eine Würdigung Amiets. Der *Teutsche Merkur* entstand nach dem Vorbild des *Mercure de France* und wurde von Christoph Martin Wieland und von Friedrich Heinrich Jacobi herausgegeben.²⁰

Die Rezensionen hoben in der zeitgenössischen Tradition des Lobes auf die Gelehrsamkeit der zivilen Verwaltungsbeamten Chinas einstimmig das hohe theoretische Wissen der chinesischen Kriegsmarine hervor. Schließlich hätten die chinesischen *Waffendoktore*²¹ die klassischen Schriften, etwa die des Sunze, zu beherrschen und müssten die Fähigkeit besitzen, die Passagen bei offiziellen Prüfungen zu kommentieren.²² Die Zeitschrift *L'Année littéraire* empfahl insbesondere jungen Adeligen, Sunzes Ausführungen über das Wirken eines Generals zu lesen, der als Vater seiner Truppen zu fungieren habe. Auch wenn Sunze entschlossenes Handeln von Offizieren forderte, so seien die Chinesen jedoch nicht so grausam wie die Römer. Der Rezensent erkannte viele Parallelen zu europäischen Militärtheorien und empfahl die Lektüre des Sunze, weniger die des Sima, in den Ausbildungskanon von Offizieren aufzunehmen.²³

In den *L'Esprit des journeaux* stand zu lesen: „Les maximes des Sun Tse sont remplies d'humanité; il veut qu'il ne soit permis que dans une extrême nécessité de porter le ravage dans les hameaux & dans les chaumières des ennemis.“²⁴ (Die Maximen des Sun Tse sind erfüllt von Menschlichkeit; er will, dass es nur im äußersten Notfall erlaubt sein solle, die Bauernhöfe und Hütten der Feinde zu verwüsten.)“ (Eig. Übers.).

²⁰ Vgl. dazu Hans Wahl, *Geschichte des Teutschen Merkur*. Ein Beitrag zur Geschichte des Journalismus im achtzehnten Jahrhundert, Berlin 1914, Reprint London u. a. 1967.

²¹ Friedrich Heinrich Jacobi, Rezension zu Amiot *Art militaire des Chinois*. Paris 1772, in: *Der Teutsche Merkur* 1 (1773), S. 260–263, hier S. 261. So auch die *Ephémérides du citoyen* 6/1 (1772), S. 118 u. 116.

²² *Ephémérides du citoyen* 6/1 (1772), S. 118 u. 116.

²³ *L'Année littéraire* (wie Anm. 18), S. 302, 298 u. 310.

²⁴ *L'Esprit des journeaux*, 1772, S. 52.

Die Rezensenten referierten mit immer wieder bekundetem Respekt vor dem Alter der chinesischen Kultur ausführlich die Inhalte der asiatischen Klassiker und ordneten sie als auf einer Stufe mit Caesar und anderen europäischen Militärklassikern stehend ein. Mit den dreizehn Kapiteln des Sunze hatte Amiot schließlich die Übersetzung eines der wichtigsten Strategieklassiker aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. vorgelegt. Das *Journal Encyclopédique ou universel* betonte ebenso wie die *Encyclopédie militaire*, dass die Chinesen den Anweisungen des Sunze noch immer folgten, ohne an ihnen etwas geändert zu haben.²⁵

Amiots Fazit lautete nach seiner Übersetzung des Sunze: Das wichtigste strategische Ziel der Chinesen bestehe darin, Feldzüge als Bewahrer (*yi quan*) und nicht als Vernichtende zu führen.²⁶ Sunze fand mit seiner Forderung des Bewahrens im Krieg in den *Zehn Ermahnungen* des Yongzheng-Kaisers (1678–1735)²⁷ an seine Armeen aus dem Jahr 1728 einen offiziellen und erläuternden Kommentar des regierenden Monarchen sowie damit einen Transfer des Klassikers in die Ära der jungen und kriegerischen, regierenden Qing-Dynastie. Die *Zehn Ermahnungen* des Yongzheng-Kaisers unterstrichen nicht nur die zeitgenössische Aktualität der Militärtheorie Sunzes in China, sondern auch ihren Wert als Legitimation für die Gesetzgebung der Qing. Um sich als neue herrschende Dynastie zu etablieren, setzten sich gerade die frühen Qing-Herrscher intensiv mit den Klassikern auseinander und entwickelten an ihnen ihre Vorstellungen von guter Herrschaft. Zugleich zogen sie daraus ihre Legitimation zur Herrschaft. So zeigte sich der Yongzheng-Kaiser mit den Instruktionen an seine Armeen als Kriegsherr und erster Offizier seines Landes, der seine Soldaten in grundlegendem ethischen Verhalten unterwies. Diese *Zehn Ermahnungen* (oft auch als „Zehn Gebote“ bezeichnet) des Yongzheng-Kaisers, die als zeitgenössisch aktuelle und geltende Kurzversion Sunzes

²⁵ *Journal Encyclopédique ou universel* (Mai/3) 1772, S. 27; *Encyclopédie militaire* par une société d'anciens officiers et de gens de lettres, (wie Anm. 19), S. 80.

²⁶ Sunze, *Die Kunst des Krieges*. Übers. von Volker Klöpsch. Frankfurt/M./Leipzig 2009. Kap. III.

²⁷ Yinzen ist der Geburtsname Kaiser Yongzhengs.

gelesen werden konnten, standen deshalb auch inhaltlich im Mittelpunkt der Betrachtung aller europäischen Rezensionen.²⁸

Amiot hatte seinen Lesern eine vollständige Übersetzung der *Zehn Ermahnungen* zur Verfügung gestellt. Unter Punkt 5 hob der Yongzheng-Kaiser den hohen Wert der Landwirtschaft in China hervor, der alle Untertanen sowie ihn als Monarchen verpflichtete, das Land zu bestellen und insbesondere die Armeen anhielt, im Kriegsfall kultiviertes Land zu schonen und zu erhalten:

„Moi-même, chaque année, en présence des Princes & de Grands, je laboure la terre de mes propres mains. Ce que j'en fais est pour convaincre l'Univers que les soins et les travaux que la terre exige regardent tout le monde & que tout le monde par conséquent doit s'y employer de toutes ses forces, puisqu'il n'est personne qui ne profite de ce qu'elle produit.“²⁹

Ergänzend erklärte Amiot in einer Fußnote:

„On ne doit pas être surpris que l'Empereur recommande si fort aux soldats de cultiver la terre. Ils sont ici nombre parmi les Citoyens; d'ailleurs, à moins d'un cas pressant, on a grand soin de ne pas les occuper aux exercices militaires, lorsque la terre ou les fruits ont besoin de culture.³⁰ (Ich selbst bearbeite jedes Jahr im Beisein der Fürsten und der Großen die Erde mit meinen eigenen Händen. Das tue ich, um die ganze Welt zu überzeugen, dass die Pflege und die Arbeit, die die Erde erfordert, alle angeht und dass sich daher alle mit ganzer Kraft darum bemühen sollen, denn jeder hat Nutzen von ihren Erträgen. [...]) Man darf sich nicht wundern, dass der Kaiser den Soldaten so sehr empfiehlt, die Erde zu bebauen. Sie stellen hier einen großen Teil der Bürger dar; außerdem bemüht man sich sehr – außer in dringenden

²⁸ Jacob, Rezension (wie Anm. 21), S. 261.

²⁹ Amiot, *Art militaire* (wie Anm. 3), S. 28.

³⁰ Ebd., S. 28 f., FN 1.

Fällen – sie [die Soldaten] nicht mit Militärübungen zu beschäftigen, wenn die Erde bewirtschaftet oder Obst angebaut werden muss.“ (Eig. Übers.).

Diese aus Sunze gewonnenen Überzeugungen des Bewahrens fanden das Wohlwollen der meisten Rezensenten. Zunächst mag es erstaunlich anmuten, dass auch die auf Staatsökonomie und Landwirtschaft ausgerichteten *Éphémérides du citoyen* der Physiokraten der *Art militaire des Chinois* überhaupt eine ausführliche, mehrteilige und von verschiedenen Autoren verfasste Besprechung widmeten.³¹ Dies resultierte einerseits daraus, dass Minister Bertin als Förderer der Physiokraten auftrat und diese bzw. ihr Publikationsorgan sicher als Multiplikatoren für die Verbreitung der Übersetzung von Amiot zu nutzen gedachte. Zum anderen hatten sich die Physiokraten ausführlich mit China, insbesondere der Rolle des Kaisers als erstem Landmann des Staates auseinandergesetzt. Sie waren selbst Rezipienten von Wissen aus China und mussten somit der Übersetzung des Jesuiten aufgeschlossen gegenüberstehen.³² So erscheint die ausführliche Rezension nach einer inhaltlichen Analyse der übersetzten Texte von Amiot und dem Blick auf die Interessen der Physiokraten weniger erstaunlich.

Die *Éphémérides du citoyen* verwiesen bereits in ihrem 12. Heft 1771 auf das Erscheinen der *Art militaire des Chinois*.³³ Als Autoren von drei, in Serie folgenden Teilrezensionen traten – erkenntlich an ihren Initialen – der junge François de La Vauguyon (D), der Sohn des Erziehers des Dauphin³⁴, der aktuelle Herausgeber der Zeitschrift Pierre Samuel Du Pont (H) und Colonel de Saint-Maurice de Saint-Leu (E)

³¹ Rezension zur *Art militaire des Chinois*, in: *Ephémérides du citoyen* 6/1 (1772), S. 112–154.

³² Grundsätzlich dazu: Susan Richter, *Pflug und Steuerruder. Zur Verflechtung von Herrschaft und Landwirtschaft in der Aufklärung*, Köln u. a. 2015 (Habil.).

³³ Rezension zur *Art militaire des Chinois*, in: *Ephémérides du citoyen* 5/12 (1771), S. 78–126. Ein weiterer Teil findet sich in Bd. 6,1, S. 112–154 aus der Feder von Du Pont 1772, in Bd. 6, 2, S. 169–187 und in Bd. 6,13, S. 102–172.

³⁴ Gemeint ist der künftige König Ludwig XVI.

auf.³⁵ Die Teilrezension der *Zehn Ermahnungen* des Yongzheng-Kaisers stammt von François de La Vauguyon. Eine ausführliche Analyse von Amiots Übersetzung des Sunze-Textes nahm Colonel de Saint-Maurice de Saint-Leu vor, der als Autor dafür namentlich genannt und nicht nur durch ein Initial bezeichnet wurde.³⁶

Die Teilrezensionen in den physiokratischen *Éphémérides du citoyen* betonten zunächst den hohen Wert der Landwirtschaft in China, dem auch das Militär verpflichtet sei, und zitierten lange Passagen aus den verschiedenen übersetzten Texten dazu wörtlich.³⁷ Von Bedeutung war für den Rezensenten François de La Vauguyon insbesondere eine Schlussfolgerung Amiots aus den *Zehn Ermahnungen*, die auf eine interessante Verflechtung des zivilen mit dem militärischen Bereich in China aufmerksam machte. Amiot hatte berichtet, die Soldaten hätten als Mitglieder der zivilen Gesellschaft Chinas zu gelten: „L’instruction des troupes, comme membres de la société civile“³⁸. Daraus resultierte auch die Ermahnung des chinesischen Kaisers, seine Soldaten mögen als Bürger des Landes handeln und daher nicht nur das eigene schonen und schützen, sondern ebenso verantwortlich in eroberten Gebieten wirken. Die *Zehn Ermahnungen* betonten zudem die Verzahnung von bürgerlicher Arbeit und Kriegsdienst in China: Die Soldaten, so war in La Vauguyons Rezension zu lesen, seien im Gegensatz zu Europa landbesitzende Bürger und hegten im

³⁵ Zu den Initialen, welche die Physiokraten nutzten, vgl. Jean Sgard (Hrsg.), *Dictionnaire des journaux (1600–1789)*, Paris 1991, Eintrag Nr. 377.

³⁶ Er ist nach dem *Dictionnaire des journalistes (1600–1789)*, Eintrag Nr. 732 als Autor und Mitwirkender an den *Nouvelles Ephémérides économiques, 1774–1776* verzeichnet. Von ihm stammt der Artikel: *Suite de l’Histoire de l’Education de Gustave III, Roi de Suede, ou Mémoires pour servir à l’instruction des Enfants des Rois*, in: *Nouvelles éphémérides économiques 1 (1776)*.

³⁷ So auch der *Mercur de France*: „Moi-même chaque année, en présence des Princes & de Grands, laboure la terre de mes propres mains. Ce que j’en fais est pour convaincre l’Univers que les soins et les travaux que la terre exige regardent tout le monde & que tout le monde par conséquent doit s’y employer de toutes ses forces, puisqu’il n’est personne qui ne profite de ce qu’elle produit“. *Mercur de France* (wie Anm. 18), S. 813 f.

³⁸ *Journal Encyclopédique ou universel* (wie Anm. 25), S. 348. Sehr ähnlich auch der *Mercur de France*, (wie Anm. 18), S. 814.

Kriegsfall als Soldaten das größte Interesse, ihr Vaterland zu verteidigen. François de La Vauguyon lobte ausdrücklich die chinesische Strategie, Garnisonen in grenznahen Gebieten zu errichten, in denen die Soldaten dienten und zugleich als selbstversorgende Landbesitzer Ackerbau betrieben und mit ihren Familien lebten. In Friedenszeiten, so konstatierte La Vauguyon, hätten die Soldaten als brave Bauern ihr Land zu bestellen, im Kriegsfall steige dadurch ihre Verteidigungsbereitschaft.³⁹ Gerade die temporäre Landbebauung durch die Soldaten in der Nähe ihrer Familien führe zu einer Verwurzelung mit dem und zur Achtung für das Land, argumentierte der Rezensent.⁴⁰

Tatsächlich ging es den frühen Qing-Kaisern darum, ihre junge Herrschaft durch die Einbettung in alte chinesische Herrschaftstraditionen zu festigen und zugleich das Land durch die Verhinderung von Hungerkrisen zu befrieden.⁴¹ Sie förderten deshalb die Landwirt-

³⁹ *Ephémérides du citoyen* 5/12 (1771), S. 78–126, 91 u. 116.

⁴⁰ Ebd., S. 78–126 u. 29 f. Es handelte sich dabei um die so genannten Militärkolonien (juntun/bingtun), die ab 1715 bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in zwei Phasen an den Grenzen des Qing-Reiches neues Land kultivierten. Die Soldaten legten auf umkämpften oder bereits erobertem Gebiet Militärfarmen an, die sie ernährten und zugleich geschützte Grenzposten darstellten. Es handelte sich um Kolonien wie Hami, Musang, Altei etc. Vgl. James A. Millward, *Beyond the Pass. Economy, Ethnicity, and Empire in Qing Central Asia, 1759–1864*, Stanford, CA 1998, S. 50 f. Ähnliche Einrichtungen sind auch in Europa schon im Mittelalter und insbesondere für das 18. Jahrhundert etwa im Baltikum als Besiedelungs- und Raumerschließungskonzept nachgewiesen. Mikko Huhtamies, *Die schwedischen Militärkolonien im Baltikum während der so genannten schwedischen Großmachtperiode (1620–1720) – unter besonderer Berücksichtigung von Axel Oxenstiernas Grafschaft Wolmar-Wenden in Livland, in: Militär und Gesellschaft in der frühen Neuzeit* 9 (2005), S. 29–47, hier S. 46. Auch in der sonst üblichen Praxis von Garnisonen im Alten Reich ist die enge Verzahnung von Landwirtschaft und Militär mit dem saisonalen Tätigkeitswechsel der Soldaten während der Friedenszeiten bekannt. So konnte Ralf Pröve für die Garnison Göttingen im 18. Jahrhundert regelmäßig gegen Ende Februar starke Abgänge für die Landarbeit und im Herbst wieder entsprechende Zugänge von Soldaten in die Kaserne verzeichnen. Ralf Pröve, *Stehendes Heer und städtische Gesellschaft im 18. Jahrhundert. Göttingen und seine Militärbevölkerung*, München 1995, S. 83 f.

⁴¹ Es ging insbesondere darum, marrodiierende Bevölkerungsgruppen, die aufgrund von Hungersnöten durch das Land zogen, einzudämmen und so eine innere Stabilisierung zu erreichen. Goldstone, *Feeding the People, Starving the State: China's Agricultural Revolution in the 17th/18th Centuries*. Paper prepared for Global Economic History Network Conference, London, September 2003, S. 4 ff. u. 34.

schaft. Entsprechend war auch die Arbeit der Bauern zu schützen. Der Yongzheng-Kaiser gab in seinem Kommentar zum *Sacred Edict* seines Vaters Kangxi den Befehl: „Civil and military officers of the country, you should all give encouragement to agriculture. Let the public service wait till the labours of husbandry be first completed, then employ the people there in, but not impede their labours“.⁴² Yongzhengs *Zehn Ermahnungen* an seine Soldaten ergänzten das Programm zur Hungerprävention und Befriedung des Landes.

Diese Haltung der chinesischen Kaiser, die gesamte Bevölkerung, vor allem aber die zivilen und militärischen Amtsträger in die Achtung gegenüber der Landwirtschaft zu integrieren und sie durch Ackerbau an Land zu binden bzw. bebautes Land im Krieg zu schonen, um Hungersnöten vorzubeugen, entsprach durchaus bekannten europäischen Traditionen, insbesondere antik-römischen Vorstellungen: Varro war es beispielsweise ein Bedürfnis, die Landwirtschaft als materielle Existenzgrundlage der Römer sowie als göttlich gestiftetes und zugleich tugendhaftes Lebensideal zu betrachten und zu propagieren. Gerade die landwirtschaftlichen Kulte und die landwirtschaftliche Betätigung wurden deshalb von Cato, Varro, Vergil und Columella als Mittel der Disziplinierung sowie der sozialen und politischen Selbstvergewisserung, aber auch der Bindung der Römer an das Land und als Unterpfand ihrer hohen Verteidigungsbereitschaft propagiert.⁴³ Aus den antiken und chinesischen Vorstellungen von

⁴² Kangxi hatte 1670 das „Shengyu (Sacred Edict)“ erlassen. Den heiligen Edikten schrieben die ersten Qing-Kaiser eine große erzieherische Wirkung und Besserungskraft auf die Untertanen zu. Eichhorn, Werner, *Die alte chinesische Religion und das Staatskultwesen*, Leiden, Köln 1976, S. 241. Zum Kommentar des Yongzheng-Kaisers vgl. William Milne (Hrsg./Übers.), „The Sacred Edict“, containing sixteen Maxims of the Emperor Kang-He, amplified by his son, the Emperor Yoong-Ching, London 1817, S. 91. Pamela Crossley gibt einen eindrucksvollen Einblick in den Wandel der Herrschaftsausübung und Auffassung der ganz frühen Qing vom „Khanship“ zum „Kingship“ bzw. „Emperorship“. Pamela K. Crossley, *A Transcultural Mirror. History and Identity in Qing Imperial Ideology*, Berkeley 1999, S. 138 ff. Zur Auseinandersetzung mit den traditionellen Konzepten des chinesischen Kaisertums durch die Manchu, S. 190 ff.

⁴³ Silke Diederich, *Römische Agrarhandbücher zwischen Fachwissenschaft, Literatur und Ideologie*, Berlin u. a. 2007, S. 281. Zur Selbstidentifikation Catos mit

der Bedeutung der Landwirtschaft für alle Stände konstruierten die Physiokraten ein neues Ideal einer neuen, im Landbau vereinten, arbeitenden Gesellschaft. Denn in Frankreich, so kritisierte der Physiokrat Mirabeau, liege viel Land ungenutzt und brach oder werde ganz aufgegeben. Aber gerade in der Nutzung des gesamten Staatsgebietes als Anbaufläche liege nach Mirabeau das Glück des Landes. Je mehr die nützliche Kunst der Landwirtschaft in allen Ständen gelehrt und angeregt werde, könne die Produktion agrarischer Güter vervielfacht werden. Dann werde sich Frankreich immer mehr vom Zustand des Verfalls und der Schwächung entfernen. Enthusiastisch rief Mirabeau seine Landsleute auf, schnell zurück zum Fundamentalprinzip landwirtschaftlicher Tätigkeit aller Stände zu finden und sich an China als einem *royaume agricole* zu orientieren.⁴⁴ Frankreich zu einem *royaume agricole* zu gestalten, war das erklärte Ziel der Physiokraten. Das Interesse der Physiokraten an den Übersetzungen der Militärschriften durch Amiot, insbesondere an den *Zehn Ermahnungen* des Yongzheng-Kaisers und der Militärtheorie des Sunze ist insbesondere durch die Rolle des Militärs in der chinesischen Gesellschaft und im *royaume agricole* nachvollziehbar.

Denkbar ist aber auch ein zeitgenössisch aktueller Grund für das Interesse der Physiokraten: die Auswirkungen des Siebenjährigen Krieges auf die Landwirtschaft. Die ethischen Richtlinien des Bewahrens von Sunze und die konkreten Befehle des Yongzheng-Kaisers an seine Armee, mit den landwirtschaftlichen Ressourcen schonend umzugehen, standen im krassen Gegensatz zur offensichtlich fehlenden Achtung

Cincinnatus vgl. Sylvie Agache, *Caton le Censeur, les fortunes d'une légende*, in: *Caesarodunum* 15 (1980), S. 71–107, hier S. 98–100; Fritz Hampl, *Römische Politik in republikanischer Zeit und das Problem des „Sittenverfalls“*, in: *Historische Zeitschrift* 188/3 (1959), S. 497–525, hier S. 506–509.

⁴⁴ „Les Chinois, dit-on, persuadés que l'emploi des terres dépend, comme on n'en peut douter, les moyens de subsistance qu'on en retire, que l'étendue des moyens de subsistance est l'exacte mesure de la Population, & que la Population est l'unique richesse réelle d'un Etat, regardent comme un crime l'emploi des terres en maisons & jardins de plaisance, comme si l'on faudroit par-là les hommes de leur nourriture.“ Mirabeau, Victor de Riqueti, Marquis de: *L'Ami des hommes, ou traité de la population*, Bd. 1. Avignon 1756, S. 61.

europäischer Armeen im Siebenjährigen Krieg. Da die Physiokraten über Frankreich hinaus über eine starke Anhängerschaft ihrer ökonomischen Theorien im Alten Reich verfügten, waren ihnen sicher die Klagen der Zeitgenossen über die Zerstörungen von Feldern und Ernten im Kontext des Krieges bekannt. Der baltische Schriftsteller Jakob Heinrich von Lilienfeld (1716–1785) brachte in einem Gedicht die Auswirkungen des Kriegsjahres 1762 für die deutschen Bauern und die Landwirtschaft prägnant zur Sprache.

Zum Beschlusse des Jahres 1762:

„Noch saß Germanien in trauerndem Gewand,
Ihr Auge thränete, ihr Haupt lag in der Hand.
[...]
Gewerbe, Handel, Kunst und Ackerbau erliegt:
Der bange Landmann flieht; umsonst hat er gepflügt;
Was er mit Fleiß erwarb, sein Vieh und seine Staaten,
Zerstörten, plünderten raubsüchtige Soldaten.
Der Arme, dessen Fleiß umsonst den Erdklos brach,
Bereicherte den Feind, ihm blieb die Armuth nach.
Gezwungen, um das Brot, was er gesät, zu bitten,
Nahm er den Wanderstab, verließ die werthen Hütten,
Sah die geliebte Flur, die er zum Erb empfing,
Noch eins mit Zähnen an, flucht auf den Krieg und gieng.“⁴⁵

Für diesen Zustand in den deutschen Territorien trugen deutsche, aber auch französische Truppen die Verantwortung. Die aktuellen Ereignisse des Krieges mögen das Interesse der Physiokraten an den militäretischen Vorstellungen der Chinesen befördert haben. Amiots Übersetzung bot ihnen neben der militärtheoretischen Fixierung eines schonenden Umgangs mit Ressourcen (auch denen des Feindes)

⁴⁵ Werner Hermann Preuss, Jakob Heinrich von Lilienfeld (1716–1785). Der baltische Dichter und politische Schriftsteller: Eine Auswahl aus seinen Werken, Michigan 1997, S. 128 f.

den Versuch der politischen Ausrichtung an diesem klassischen Ideal durch die *Zehn Ermahnungen* des Yongzheng-Kaisers. Die Chance der Realisierung der Ermahnungen des Kaisers lag in der Verankerung der Soldaten in der zivilen Sphäre als Bürger/Bauern und ihrem Landbesitz, der ihr eigenes Interesse an einem achtungsvollen Umgang mit landwirtschaftlichen Ressourcen bedingen musste. Für die Physiokraten eröffnete sich aus Amiots Kompendium eine alternative Struktur der Armee, ein neues Rollenverständnis des Militärs in der Zivilgesellschaft und eine wichtige, mit den Zielen der Physiokraten übereinstimmende ethische Leitlinie für die Armee. Daraus erwuchs ein Auftrag und ein Weg für herrscherliches Handeln zur Transformation des Militärs, zu einer Verflechtung der militärischen mit der zivilen Sphäre.

IV. Wahrnehmung der Art militaire des Chinois im französischen Militär

Den Aspekt der Verwurzelung der Soldaten mit dem Land durch Ackerbau nahm auch ein ausführlicher Fachkommentar zu Amiots Übersetzung von Sunze durch den Generalleutnant De Saint-Maurice de Saint-Leu auf. Er analysierte parallel zu seiner Rezension in den *Éphémérides du citoyen* 1773 die von Amiot zur Verfügung gestellten Texte in seiner Schrift *Etat actuel de l'Art et de la Science militaire à la Chine*. Große Teile dieses Textes stimmen fast wörtlich mit den Rezensionen in den *Ephémérides* überein. Ziel der parallelen Publikation war es sehr wahrscheinlich über die Leserschaft der physiokratischen Zeitschrift hinaus noch einmal gesondert ein spezifisch militärisches Publikum in London und Paris zu erreichen.⁴⁶

⁴⁶ Fast deckungsgleich mit den *Éphémérides du citoyen* 5/12 (1771), S. 78–126 sind im *Etat actuel de l'Art et de la Science militaire à la Chine* die S. 36–166. Vgl. De Saint-Maurice de Saint-Leu, *Etat actuel de l'art de la science militaire à la Chine. Tiré des livres militaires des Chinois. Avec diverses observations sur l'étendue & les bornes des connoissances militaires chez les Européens*, London u. a. 1773.

Ergänzungen zu dem Kommentar zu Amiots Übersetzung von De Saint-Maurice de Saint-Leu bot in der gleichen Publikation der Lieutenant-Général des Armées du Roi Jacques François Maxime de Chastenet Marquis de Puysegur (1716–1782), der 1748 schon die Schrift *L'Art de la guerre* seines Vaters sowie im Jahr 1749 die *Pièces détachées relatives au clergé, séculier et régulier* veröffentlicht hatte. Er verfügte somit bereits über Erfahrungen mit Kommentaren zu militärtheoretischen Schriften. Kritisch begleitet hatte den Kommentar und die Ergänzungen zu Amiots Übersetzung von Sunze Félix François Comte d'Espie.⁴⁷ Auffällig ist, dass De Saint-Maurice de Saint-Leu und Marquis de Puysegurs für ihre Kommentare das gleiche Pariser Druckhaus von François-Ambroise Didot am Quai des Grands-Augustins wählten, in dem auch Amiots Übersetzung der *Art militaire* und die physiokratische Zeitschrift, die *Ephémérides du citoyen*, erschienen waren. Eine gewisse Nähe der beiden Offiziere zum Kreis der Physiokraten ist somit anzunehmen.

In den *Etat actuel de l'Art et de la Science militaire à la Chine* setzte sich De Saint-Maurice de Saint-Leu mit den *Zehn Ermahnungen* des Yongzheng-Kaisers für seine Truppen auseinander: In offenem Widerspruch zu Montesquieus Klimatheorie erklärte er aus der Lektüre von Amiots Text, dass nach seinem Verständnis in China die besondere Funktion der Familie sowie das Verhältnis von Eltern zu ihren Kindern die Grundlage einer hohen Handlungsmotivation der Untertanen bilde, sich in den Dienst des Glücks der Nation zu stellen. Die Nation gelte in China als große Familie.⁴⁸ Zugleich sei das Muster der Familie nicht nur auf den Staat oder die Nation, sondern auch auf das Militär übertragbar.⁴⁹ Die Kadetten seien wie Kinder den Offizieren und den kaiserlichen Gesetzen Gehorsam schuldig,

⁴⁷ Er führte ein Regiment der Picardie und setzte sich in einem Traktat mit dem bautechnischen Brandschutz von Gebäuden auseinander. Zu seiner Person vgl. François Alexandre Aubert de La Chesnaye-Desbois: *Dictionnaire de la noblesse, contenant les généalogies, l'histoire [...]*, Paris 1773, S. 107.

⁴⁸ De Saint-Leu, *Etat actuel* (wie Anm. 46), S. 16–18.

⁴⁹ Ebd., S. 23.

während diese sie väterlich anzuleiten hätten. Die Motivation, das eigene Land zu verteidigen, würde in China – so der Offizier – aber nicht ausschließlich aus dem Gehorsam erwachsen. Sie werde vielmehr maßgeblich dadurch befördert, dass der Soldat Land besitze und zum Bürger erhoben werde. Kritisch bemerkte er, dass in Europa der unglückliche Bauer an die Scholle gebunden sei und ihm jedes Recht auf Bürgerschaft vorenthalten werde. In China seien der bürgerliche Status des Soldaten in der Gesellschaft und sein Landbesitz nicht zuletzt Gründe, weshalb Desertion in den Truppen unterblieben. Der französische Offizier konstatierte aus seiner Lektüre zudem, dass die chinesischen Soldaten niemals vergäßen, dass sie auf Kosten der Gesellschaft unterhalten würden.

In diesem Kontext geht De Saint-Maurice de Saint-Leu auch auf die 13. Artikel des Sunze⁵⁰ ein. Vergleichend kommt der Franzose zu dem Ergebnis, dass nach Sunze vor allem die Lehre vom Umgang mit den Soldaten als Menschen, ihre Motivation zum Gehorsam, die Kenntnis von eigenen und feindlichen zur Verfügung stehenden Ressourcen wie etwa dem Proviant, der Topographie des Kampfgebietes sowie dem Klima zum militärischen Erfolg führen würden. In Frankreich besäßen hingegen die Disziplin und die Truppenbewegung oberste Priorität für die Offiziere. Die Gebote des Sunze für den Erfolg eines Kriegszuges befand er deshalb bedenkenswert und stimmte damit dem Übersetzer Amiot vollkommen zu, der in seiner Vorrede die Hoffnung ausgedrückt hatte, die ethischen Grundsätze des Sunze als Grundlage der Kriegskunst könnten für die europäischen Militärs von

⁵⁰ Nach Auskunft der *Éphémérides du citoyen* und de Saint-Maurice de Saint-Leu „Etat actuel“ besaß König Ludwig XV. in seiner Bibliothek neben anderen chinesischen Klassikern eine chinesische Ausgabe und eine tartarische Übersetzung der Lehren des Sunze aus dem Jahr 1710. Sie war unter Kaiser Kangxi herausgegeben und von den Jesuiten an den französischen Hof gesandt worden“. Vgl. *Éphémérides du citoyen*, 6/1 (1772), S. 113; De Saint-Leu, *Etat actuel* (wie Anm. 46), S. 36. Die Bibliothek der französischen Könige beherbergte schon im ausgehenden 17. und im 18. Jahrhundert neben der Vaticana in Rom eine der umfassendsten sinologischen Sammlungen. Vgl. Monique Cohen, *A Point of History. The Chinese Books Presented to the National Library in Paris by Joachim Bouvet in 1697*, in: *Chinese Culture* 31/4 (1990), S. 39–48, hier S. 39.

Nutzen sein. Amiot, der für alle Übersetzungen neben der eingehenden Lektüre der Werke auch zahlreiche Gespräche mit chinesischen Kriegsmandarinen geführt und Ergebnisse daraus in Anmerkungen zur Übersetzung integriert hatte, gestand, schon zu lange in China gelebt und seine Denkweise an die asiatische angepasst zu haben, um noch objektiv zu sein. Er bot sich seinen Lesern als kommunikative Brücke zwischen Europa und Asien an. Diese Leistung würdigte der Generalleutnant De Saint-Maurice de Saint-Leu in seinem Kommentar und nahm gerade die ethischen Informationen begierig, wenn auch fachlich nicht unkritisch auf, die sich mit der Verankerung der chinesischen Soldaten als Bürger im Staat auseinandersetzten. Die wechselseitige Annäherung der zivilen und militärischen Bereiche interessierten ihn stark.

Daneben bemängelte De Saint-Maurice de Saint-Leu, dass einige der von Amiot übersetzten Taktiken aus militärischer Sicht keinen Sinn ergaben. Dem Jesuiten fehle hierfür die Fachkenntnis.⁵¹ Auch die 21 von Amiot beigefügten Stiche zur militärischen Ausrüstung und Kleidung der chinesischen Soldaten diskutierte der französische Offizier und kam zu dem Schluss, dass sie für das europäische Militär keinerlei Nutzen bringen könnten, da es sich nicht einmal im weiteren Sinne um Uniformen handle und Rüstungen in den europäischen Armeen als überholt zu gelten hätten.⁵² Zudem untersuchte De Saint-Maurice de Saint-Leu die chinesischen Exerzier- und Schlachtenordnungen. Er bemerkte, dass Amiot einiges falsch verstanden und somit fehlerhaft übersetzt haben müsse, da die Aufstellungen nach der vorliegenden Beschreibung nicht vollständig funktionieren würden. Indirekt entlarvte er so nicht nur die Fremdartigkeit des militärischen Wissens, sondern auch die fehleranfällige und somit verzerrte Wiedergabe, die beim Übersetzen durch einen Laien oder Fachfremden entstehen konnte. Sie erschwerte die Auseinandersetzung mit dem

⁵¹ De Saint-Leu, *Etat actuel* (wie Anm. 46), S. 40 f. Parallel dazu *Éphémérides du citoyen* 6/1 (1772), S. 117, S. 119, 129 f. u. 145.

⁵² De Saint-Leu, *Etat actuel* (wie Anm. 46), S. 216.

fremden Wissen stark. Zudem konstatierte der Generalleutnant als Ergebnis seiner Studien der Schriften im militärischen Bereich eine klare europäische Überlegenheit: China habe im Militär längst nicht die Perfektion Europas erreicht.⁵³

De Saint-Maurice de Saint-Leu war aber über die Fehler hinaus grundsätzlich von der Rolle des chinesischen Militärs und des einzelnen Soldaten im Staat beeindruckt. Er nutzte seinen kritischen Kommentar, um mit dem von Amiot erworbenen Wissen offensive Kritik am Feudalsystem Frankreichs und den ethischen Defiziten des französischen Militärs zu üben. Resignierend bemerkte er jedoch, dass selten ein Zustand aufgegeben werde, der einem Stand zum Vorteil gereiche.⁵⁴ Diese bedrückende Schlussfolgerung des Generalleutnants verweist auf die eindeutige Interessenlage des französischen Militärs, sich der Vorstellung von Soldaten als Bürgern und ihrer Integration in die Gesellschaft zu verweigern. Sie verweist zudem darauf, dass das Militär zwar ein logischer Adressat der gewinnbringenden Übersetzung der Lehren von chinesischen Militärtheoretikern wie Sunze und ihrem spürbaren Niederschlag in kaiserlichen Edikten sei, sich dieser Berufsstand aber eben dem zivilmilitärischen Wissen verschließen würde. In gewisser Hinsicht war die Wirkungslosigkeit der *Art militaire* von Amiot in De Saint-Maurice de Saint-Leus Schlussfolgerung angedeutet und vorweggenommen.

Aber noch ein weiterer Faktor mag sich auf die Bedeutungslosigkeit von Amiots Übersetzungskompendium ausgewirkt haben: Im gleichen Jahr erschien der *Essai de tactique générale* des französischen, preußenfreundlichen Generals Jaques Antoine Hippolyte de Guibert (1743–1790), der in militärischen Fachkreisen gefeiert wurde. Guibert hatte als ausgewiesener Militärexperte eine rein eurozentristische Taktikstudie zusammengestellt, die jedoch stark das griechisch (Alexander)-römische (Cäsar) Erbe berücksichtigte und sich damit

⁵³ Ebd., S. 11.

⁵⁴ Ebd., S. 28.

auf die europäischen Militärklassiker bezog.⁵⁵ Es steht außer Frage, dass die militärische Fachwelt dem zeitgleich erschienenen Werk Guiberts die größere Aufmerksamkeit schenkte. Daneben nahm sich Sunze exotisch aus, obwohl Amiot in der gleichen Tradition der *Historia Magistra vitae* wie die antiken Strategen Europas ein klassisches, aber eben fremdes, außereuropäisches Wissen zur Verfügung gestellt hatte. Gerade die Rezension in den *Éphémérides du citoyen* betonte, dass es sich bei Sunze um einen äußerst wertvollen klassischen Text handle, der Homer gleich komme.⁵⁶ Eigentlich lag im zeitgleichen Erscheinen der Werke die Chance eines kulturübergreifenden Wissensvergleichs. Der Grund der auffallenden Ignoranz der Militärs gegenüber Amiots Werk lag nicht im Bedeutungsverlust der Antike und der Klassiker als grundsätzliche Orientierung und Sammlung von Anregungen und Argumenten, wie Guiberts Werk gezeigt hatte, sondern eher im Attribut des Fremden. Denn gerade im Erscheinungszeitraum von Amiots Übersetzung tobte unter den französischen Militärs eine Diskussion um passende Vorbilder für die Nation. Zwar richtete sich der Vorwurf der französischen Militäreliten primär auf diejenigen, die allzu begeistert auf den preußischen Gegner schauten. China hatte auch bis dato in der aufflammenden Nationaldebatte um sinnvolle und für den Eigencharakter gemäße Modelle nie eine Rolle gespielt. Dennoch ist der Gedanke nicht zu vernachlässigen, dass die von Amiot kommunizierten Inhalte in diesem Kontext als fremd, unfranzösisch und in den durch De Saint-Maurice de Saint-Leus Kommentar kritisch betrachteten Bereichen als unbrauchbar angesehen wurden. Kriegskunst und Nationalcharakter bedingten und beflügelten einander, verhinderten aber auch die Wahrnehmung oder Auseinandersetzung mit fremdem, der Nation nicht gemäßigtem Wissen.⁵⁷ Gerade die Überlegenheit der Europäer spiegelte sich in

⁵⁵ Ethel Groffier, *Le stratège des Lumières. Le comte de Guibert (1743–1790)*, Paris 2005.

⁵⁶ *Ephémérides du citoyen* 6/1 (1772), S. 118 u.116.

⁵⁷ François, voilà l'ordre qui convient à votre impétuosité, à votre courage! Abjurez les modes étrangères qui les enchaînent, & vous asservissent en vous liant les mains! Fermez les oreilles à ceux qui vous en exagèrent le mérite! Ces partisans, si zélés de l'erreur, ne peuvent se refuser quelquesfois à la force de la vérité. Ils avouent qu'il

einer ständig aufeinander bezogenen Wahrnehmung als permanente Gegner. Im Fokus des Militärs stand der Nachbar als potentieller und realer Feind, nicht aber eine Armee, die aufgrund ihrer geographischen Lage kaum zu einem Bedrohungsfaktor für Frankreich werden konnte.

Es handelte sich in Frankreich hinsichtlich einer neuen Verbindung der zivilen mit der militärischen Sphäre um einen Diskurs, den die Schule der Physiokraten wesentlich mit bestimmte und untereinander führte, in den sich das Militär jedoch bis auf wenige Offiziere, die sehr wahrscheinlich den Physiokraten nahestanden, nicht integrierte. Es muss daher die Frage gestellt werden, warum sich die militärischen Fachkreise der Diskussion um die Rolle des Soldaten als Bürger verschlossen. Eine Vermutung mag der in dem von Ute Daniel entwickelten Forschungsprojekt *Frankreich und Deutschland im Krieg* aufgedeckten Tatsache geschuldet sein, dass in den deutsch-französischen Kampfhandlungen des Siebenjährigen Krieges unter den zumeist adeligen Offizieren die Wahrnehmung der Gleichwertigkeit des Gegners aufgrund der Gemeinschaft der militärischen Profession sowie der Anerkennung gegnerischer Verdienste üblich war.⁵⁸

faut aller à l'ennemi & employer l'arme blanche, quand on le peut. Ils vous disent que cette manière d'attaquer est celle du courage, celle de la nation & presque toujours celle de la victoire. Ecoutez leur conseil; mais gardez-vous de suivre les moyens qu'ils vous offrent. In: Paul-Gédéon Joly de Maizeroy, *Mémoire sur les opinions qui partagent les militaires, suivi du Traité des armes défensives, corrigé & augmenté* par M. Joly de Maizeroy, Lieutenant-Colonel d'Infanterie, Paris 1773, S. 73. Vgl. dazu auch künftig Isabelle Deflers, *The Prussian Military Constitution Revisited. Transfer of Knowledge from Prussia to France in the Aftermath of the Seven Year's War*, in: Susan Richter (Hrsg.), *Migrating Ideas of Governance and Emerging Bureaucracies between Europe and Asia since the Early Modern Era. Conference Volume to the correspondent conference 20.–22.09.10, on the Department of History/ Tsinghua-University, Beijing/China* in Vorbereitung.

⁵⁸ Ute Daniel, Gerd Krumeich, *Frankreich und Deutschland im Krieg (18.–20. Jahrhundert): Zur Kulturgeschichte der europäischen ‚Erbfeindschaft‘* (Darstellung nach Kommunikatorengruppen). Ein gemeinsames Forschungsprojekt zwischen der TU Braunschweig und der HHU Düsseldorf, gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (2001–2004), Online, Verfügbar unter: http://digisrv-1.biblio.etc.tu-bs.de:8080/docportal/servlets/MCRFileNodeServlet/DocPortal_derivate_00001699/Darstellung_nach_Kommunikatorengruppen.pdf, 21.02.2015.

Somit erschien die Qualität des Umgangs mit dem Adel der Gegenseite für die jeweilige Militärführung als eine „die Fronten überlagernde Kommunikatorengruppe“. ⁵⁹ Man könnte Lucien Bély's These von der *Société des Princes* ⁶⁰ um die Variante der *Gesellschaft des Adels* mit einem festen Werte- und Handlungskanon ergänzen. Eben die Beachtung der Umgangsregeln innerhalb der über die Grenzen hinweg kommunizierenden Führungseliten sowie die Gemeinsamkeiten einer europäischen, grenzübergreifenden Adelskultur schienen die Einbettung der Armeen in einen bürgerlichen Kontext unmöglich zu machen. Die tiefere Verankerung oder Integration in die bürgerliche Gesellschaft hätte Folgen für die adelige militärische Elite mit sich gebracht. Somit erweist sich die Interessenlage bestimmter Gruppen hier als entscheidend für die Auseinandersetzung mit fremdem Wissen. ⁶¹

V. Fazit

Das Interesse an Informationen zur Frage der Verbindung von Bürger und Soldat in China blieb seitens breiter militärischer Kreise in Frankreich aus. Das Militär bedurfte der Informationen zu diesem Thema aus China offensichtlich nicht, weil für die militärische Elite Frankreichs eine klare Hinwendung zu einer Verbürgerlichung der Gesellschaft und der Armee eine Bedrohung ihres Standes und ihres eigenen adeligen Wertekanons dargestellt hätte. Ein Transfer der von Amiot übermittelten zivilen und militärischen Funktion des Soldaten in der chinesischen Gesellschaft und damit eine Integration in die eigenen europäischen Debatten oder gar geltenden Normen hätte eine Bedrohung vor allem der adeligen Offiziere und damit der traditionellen Führungselite bedeutet, ja sogar einen Wandel der Eliten provoziert. Er stand also ohne Zwang außer Frage. Das Vorbild

⁵⁹ Ebd.

⁶⁰ Der Begriff der „fürstlichen Gesellschaft“ ist den Forschungen von Lucien Bély entlehnt. Er definierte die *Société des Princes* als eine elitäre Gruppe von Herrschaftsträgern, die europaweit vernetzt durch Verwandtschaft, gleiche Werte teilen. Lucien Bély, *La Société des Princes*, Paris 1999, S. 7 f.

⁶¹ Für Hinweise und anregende Diskussionen dazu danke ich meiner Kollegin PD Dr. Isabelle Deflers, Freiburg.

Chinas mit seiner ständelosen Gesellschaft konnte in Frankreich in militärischen Kreisen nicht auf Interesse stoßen, da das Militär traditionsgemäß adelig geprägt war und alte Vorrechte besaß, die es sich erhalten und um keinen Preis aufgeben mochte.

Offensichtlich gab es im Militär auch kein offenes Klima eines kritischen und diskursgeübten Austauschs, wie er sonst die europäische Gelehrtenrepublik charakterisierte und in der zivilen Diskussionskultur der Aufklärung vorherrschte. Der Blick des Militärs war eher auf das Eigene gerichtet, das zugleich auch als das Überlegene definiert wurde. Auch ist gerade eine starke Isolation der Militärs von der übrigen Gesellschaft nach dem Siebenjährigen Krieg zu verzeichnen. Die gruppenspezifischen, kulturellen und ständischen Gepflogenheiten der französischen Militärelite widersprachen einem offenen Umgang mit dem fremden Wissen.

Die Ignoranz gegenüber dem Thema im französischen Militär stand im Kontrast zu einem beginnenden Diskurs im Alten Reich: Gerade im Kontext der deutschen aufklärerischen Militärkritik, die nach dem Siebenjährigen Krieg die Bedrohung der Zivilgesellschaft durch Entfremdung des Soldaten von seiner Lebenswelt beklagte, forderte man nun die Humanisierung des Krieges und sah in der Bindung des Militärs an die entstehende Bürgergesellschaft einen entscheidenden Beitrag zur Lösung dieses Problems.⁶² Theoretiker wie Jakob Heinrich von Lilienfeld oder Thomas Abbt (1738–1766), welche die Diskussion in den 1760er Jahren maßgeblich bestimmten, konnten sich jedoch noch nicht auf das chinesische Beispiel beziehen. Aber auch Johann Wilhelm von Archenholtz (1741–1812) kam in seiner 1791 erschienenen Geschichte des Siebenjährigen Krieges, die in Deutschland den Diskurs um Soldaten als Bürger erneut anstieß, ohne ei-

⁶² Ralf Pröve, Der Soldat in der ‚guten Bürgerstube‘. Das frühneuzeitliche Einquartierungssystem und die sozioökonomischen Folgen, in: Bernhard R. Kröner, Ralf Pröve (Hrsg.), Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit, Paderborn u. a. 1996, S. 191–217.

nen Bezug auf Amiots Übersetzung aus.⁶³ Die von Amiot dargestellte Funktion des chinesischen Soldaten als ‚Bürger‘ blieb ohne Wirkung im Alten Reich.⁶⁴

Ganz gegensätzlich argumentierten französische Aufklärer: Das Verhältnis von Militär und Zivilgesellschaft im monarchischen Frankreich basierte auf einem zementierten Unterschied zwischen diesen beiden Sphären. Dies betraf ihren Stand und ihre Privilegien. Noch Diderot und Rousseau schlossen ausdrücklich den Soldaten als Abhängigen und Familienlosen aufgrund seines Berufes als *Citoyen* aus. Das hatte mit der Definition des Bürgers zu tun, die nur gewerbetreibende und finanziell unabhängige Menschen implizierte. Soldaten seien Werkzeuge und könnten aufgrund ihrer Tätigkeit nicht als aktive Glieder des Gemeinwesens wirken. Beklagt wurde jedoch, dass sich Offiziere bürgerlichen Tugenden verschlossen. Rousseau unterschied den *Citoyen* und den *Patrioten*. Letzterer habe bei allen Handlungen die *salus publica* im Auge. Dies könne auch vom Militär verlangt werden.⁶⁵

Die einzige Auseinandersetzung mit dieser Frage blieb auf den Kreis der Physiokraten und den ihrer an China interessierten Gönner aus der Regierung, wie Minister Bertin, beschränkt.⁶⁶ Die Physiokra-

⁶³ Johann Wilhelm von Archenholtz, Geschichte des Siebenjährigen Krieges in Deutschland von 1756 bis 1763, 2 Teile, Berlin 1840.

⁶⁴ Stattdessen schauten Lilienfeld und Abbt auf die republikanischen Schweizer Soldaten und Archenholtz später auf die Franzosen der Revolutionsarmeen bzw. die amerikanischen Staatsbürger in den Miliz-Corps. Der Blick bei der Suche nach geeigneten Vorbildern richtete sich bei den genannten Autoren durchaus bereitwillig über die Grenzen des eigenen Gemeinwesens sowie des eigenen Staats- und Herrschaftssystems hinaus. Fremde, wenn auch kulturell unverwandte und erfolgreich realisierte Vorstellungen von der Verzahnung des zivilen und militärischen Verhältnisses wurden aus den alten und neu entstandenen Republiken entlehnt und diskutiert.

⁶⁵ Friederike Kuster, Rousseau – Die Konstitution des Privaten: Zur Genese der bürgerlichen Familie, Berlin 2005, S. 123 f.; David M. Hopkin, Soldier and Peasant in French Popular Culture, 1766–1870, Woodbridge, Suffolk 2003, S. 15 f.

⁶⁶ Da sich die Physiokraten zunehmend als Schule zu konstituieren versuchten und sich ihre Mitglieder als „Erzieher der Nation“, insbesondere aber des Herrschers verstanden wissen wollten, diente die ausführliche Besprechung von Amiots Über-

ten zielten auf ein harmonisches Verhältnis von Natur, Wirtschaft und Gesellschaft.⁶⁷ Um dies zu erreichen, musste das Militär in die Gesellschaft integriert und mit in die Verantwortung für Landwirtschaft und Wirtschaft genommen werden. Den Bauern gestanden die Physiokraten den ökonomischen Vorrang zu, doch konstatierten sie aufgrund der Besitzlosigkeit der Bauern für das gesamte Agrarsystem Frankreichs eine ungenügende Produktivität. Daraus ergab sich, dass auch der Landbesitz und landwirtschaftliche Betätigung für Soldaten nach dem chinesischen Vorbild gut in die Vorstellungen der Physiokraten passten. Gesellschaft bedeutete für die Physiokraten längst nicht mehr die Einheit von Ständen und Korporationen, sondern ein kollektives Konzept, das sich insbesondere durch soziale und ökonomische Zusammenhänge definierte. In diesem sollte das Militär nicht nur seinen Platz finden, sondern auch an dessen Realisierung mitwirken. Amiot hatte den Physiokraten gezeigt, dass dieses Verständnis vom Militär im zeitgenössischen China realisiert schien. Mit der Übersetzung von Sunze und den *Zehn Ermahnungen* des Yongzheng-Kaisers lag somit ein wichtiger Informationspool vor, der die Forderungen und die Argumentation der Physiokraten stützte. Doch diese Aspekte interessierten offensichtlich nur wenige hohe Offiziere wie De Saint-Maurice de Saint-Leu, Marquis de Puysegur und Félix François Comte d'Espie, die als mögliche Sympathisan-

setzung ihren didaktischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zielen. Sie traten hinsichtlich der chinesischen Militärtheorien und Ethik als einzige wirklich bemühte Mittler für einen gezielten Wissens- und Kulturtransfer auf. Denn die Physiokraten waren an einem Verständnis der Armee, die nach Sunze in erster Linie bewahren und nicht zerstören würde, ebenso wie an einem funktionierenden zivilmilitärischen Verhältnis in Frankreich interessiert. Richter, Pflug und Steuerruder (wie Anm. 31), S. 286–288.

⁶⁷ Elizabeth Genovese-Fox, *The Origins of Physiocracy: Economic Revolution and Social Order in Eighteenth Century France*, Ithaca, NY 1976, S. 246 f.; Marguerite Kuczynski, Einleitung, in: Dies. (Hrsg.), *Tableau économique*. Nach der 3. Ausgabe von 1759, Berlin 1965, S. VII; Alfred Bürgin, *Zur Soziogenese der politischen Ökonomie*. Wirtschaftsgeschichtliche und dogmenhistorische Betrachtungen, Marburg 1996, S. 327–356; Richard van den Berg, „Un état de pleine concurrence“: Old and new controversies about physiocratic theory of value, in: *Economies et sociétés* 38/8 (2004), S. 1431–1457; Jean-Claude Perrot, *Une histoire intellectuelle de l'économie politique*. XVII–XVIII siècle, Paris 1992, S. 217–219; Bourde, *Agronomie et agronomes*, (wie Anm. 12), Bd. 1, S. 367 f.

ten der Physiokraten einzustufen sind⁶⁸, denen es aber nicht gelang, eine Transferbrücke zu ihren Standesgenossen und Berufskollegen im französischen Militär zu schlagen.

Es lässt sich konstatieren, dass der Transfer in einer ersten Stufe im Sinne der Wahrnehmung des militärtheoretischen und stärker des ethischen Wissens aus China in Frankreich durch interessierte und auch nicht unkritische Besprechungen in unterschiedlichen Zeitschriften und einem ausführlichen militärischen Fachkommentar verheißungsvoll begann, die Diskussionen der Physiokraten bereicherte, darüber hinaus jedoch nicht wirksam wurde. Es bereicherte mit Exempeln und Argumenten den Diskurs der Physiokraten um die Transformation der Gesellschaft zur Arbeitsgesellschaft, in welcher dem Militär eine verantwortungsvolle Rolle ebenso wie in dem von ihnen angestrebten *royaume agricole* zukam. Amiots Übersetzungen initiierten jedoch keinen Austausch über ein mögliches anderes Verhältnis von Zivilgesellschaft und Militär in anderen zivilen oder militärischen Kreisen Frankreichs. Dennoch muss Amiots Übersetzung des Sunze und der *Zehn Ermahnungen* des Yongzheng-Kaisers als Ausgangspunkt für eine erste Diskussion über das Verhältnis von ziviler und militärischer Sphäre in Frankreich im Nachgang des Siebenjährigen Krieges angesehen werden.

Das Übersetzungswerk Amiots zu den chinesischen Militärklassikern geriet jedoch schnell in Vergessenheit: Zehn Jahre nach dem ersten Erscheinen, 1782, wurde Amiots Kompendium nachgedruckt und als Band 7 der von dem Jesuiten selbst herausgegebenen *Mémoires concernant l'histoire les sciences et les arts des Chinois* in sein Gesamtwerk integriert. Zur ursprünglich von Minister Bertin und Amiot angestrebten Fortsetzung der Übersetzungsarbeiten hinsichtlich weiterer Militärklassiker kam es nicht mehr. Nach 1782 blieb Amiots Übersetzung und damit Sunze in Frankreich und im übrigen Europa

⁶⁸ Wie eng die beiden Offiziere mit den Physiokraten verbunden waren, bleibt unklar.

unbeachtet. Nachweisbar ist allerdings Amiots 1772 erschienene *Art Militaire* in der Bibliothek der *Ecole d'Etat-major* in Paris.⁶⁹ Das Exemplar wurde der Gewohnheit nach kurz nach Erscheinen gekauft und in den Bestand eingefügt. Es weist Gebrauchsspuren auf, allerdings kann keine Aussage darüber vorgenommen werden, ob es in Lehrunterweisungen oder Vorlesungen Verwendung fand.⁷⁰

⁶⁹ Signatur: RéS. 1637, Stempel (Ex libris): École d'état-major. Die Bibliotheksbestände gingen 1878 in der Ecole Militaire auf und setzen sich dort aus Beständen des Hôtel des Invalides, der Ecole d'Etat-major und in der Französischen Revolution aus der Schlossbibliothek Versailles konfiszierten Büchern zusammen.

⁷⁰ Hinsichtlich der Vorlesungen ist die Überlieferungsgeschichte sehr kompliziert: Die Bibliothek wurde nach 1815 umorganisiert und neu aufgeteilt. Deshalb liegen heute in der École Militaire nur noch ungedruckte Manuskripte vom Ende des 19. Jahrhunderts. Nach Stichproben fand sich jedoch keine Erwähnung von Amiots Kompendium. Die Vorlesungsskripte des 18. Jahrhunderts liegen im Archiv de la Défense im Château de Vincennes und konnten im Rahmen des Aufsatzes noch nicht konsultiert werden.

Projekte

Philippe Rogger

Militärunternehmertum in der Eidgenossenschaft (16.–18. Jahrhundert)

Das hier skizzierte Habilitationsprojekt handelt von Söldnerdiensten, Familieninteressen, Verflechtungszusammenhängen und hybriden Identitäten der politisch-militärischen Eliten in der frühneuzeitlichen Eidgenossenschaft. Damit berührt das Projekt ein fundamentales Problem der älteren Schweizer Geschichte und der allgemeinen Geschichte der frühen Neuzeit.

Seit den Burgunderkriegen war der Handel mit Söldnern ein wichtiges Geschäft für die eidgenössischen Orte und ihre Obrigkeiten. Auf den Schlachtfeldern im frühneuzeitlichen Europa waren neben Iren, Kroaten, deutschen Landsknechten oder Kosaken immer auch Schweizer Söldner anzutreffen. Sie stellten seit dem Ende des 15. Jahrhunderts die Leibgarden des französischen Königs und des Heiligen Vaters in Rom. Die zahlreichen Schweizer Garde- oder Linienregimenter eröffneten eine Einkommensmöglichkeit für mehrere hunderttausend Untertanen, die im Verlauf der Frühen Neuzeit als temporäre Arbeitsmigranten in fremde Dienste zogen. Die Kantone entwickelten mit Soldallianzen und sogenannten Kapitulationen ein vertragliches Instrumentarium, das es ihnen ermöglichte, die Söldnerströme zu kanalisieren und den Export der militärischen Gewalt so abzuwickeln „wie die grossen deutschen Kriegsunternehmer, die den Herrschern ganze Regimenter und Armeen zur Verfügung stellten“¹.

¹ Hans Conrad Peyer, Schweizer in fremden Diensten – Ein Überblick. Festvortrag anlässlich der 12. Jahresversammlung der Schweizerischen Gesellschaft für militärhistorische Studienreisen vom 11. April 1992 in Solothurn-St. Niklaus, Schloss Waldegg, in: Schweizer Soldat und MFD 67/6 (1992), S. 4–8, hier S. 4.

Diese diplomatisch-militärische Verflechtung mit den umliegenden Großmächten Frankreich, Spanien, Savoyen oder den Niederlanden war für die Kantone von herausragender Bedeutung, denn die dadurch vermittelten Ressourcen (Pensionen) erlaubten es den Orten, die Steuern tief zu halten. Aus den Vereinbarungen mit den Kriegsherren zogen die Kantone auch einen sicherheitspolitischen Nutzen, der sich kostenmäßig günstig niederschlug. Die Kantone ließen sich in den Allianzen von den Kriegsherren ein Rückberufungsrecht der im Ausland weilenden Regimenter im Kriegsfall zusichern. Dadurch verfügten sie über gut ausgebildete und kriegserfahrene Truppen, für deren Ausbildungskosten nicht sie selber, sondern die werbenden Kriegsherren aufzukommen hatten. Die Soldallianzen beinhalteten außerdem zahlreiche Handelsprivilegien, die es eidgenössischen Kaufleuten ermöglichten, ihre Waren zollfrei nach Frankreich oder nach Mailand zu verfrachten und diese potentiellen Käufern zum Vorzugspreis anzubieten.

Hinter dieser Politik der Orte standen Familieninteressen, deren ökonomische und machtpolitische Ambitionen eng mit den fremden Diensten verknüpft waren. Sowohl die familialen Strategien des sozialen Aufstiegs als auch die familialen Strategien des Obenbleibens waren abhängig von Patronageressourcen fremder Herren im Bereich des Militärs. Ihre Macht vor Ort gründete zu großen Teilen auf dem finanziellen, kulturellen und sozialen Kapital, das sie aus den fremden Diensten zogen. Die Außenpolitik der Orte war nach ihren Bedürfnissen ausgerichtet und bildete gewissermaßen die Resultante dieser Familieninteressen. Es waren Familien wie die Berner von Erlach, die Solothurner von Roll, die Zuger Zurlauben, die Walliser Stockalper, die Urner Zwyer oder die Luzerner Pfyffer, welche aus dem Geschäft mit der militärischen Gewalt ökonomischen und machtpolitischen Nutzen zogen.

Illustrieren lassen sich diese Zusammenhänge besonders gut am Beispiel der Luzerner Familie Pfyffer. Die Pfyffer gehörten während der frühen Neuzeit zu den führenden Familien in Luzern und in der ka-

tholischen Eidgenossenschaft. Ihr rascher Aufstieg in den innersten Zirkel der luzernischen Machtelite im Verlauf des 16. Jahrhunderts ist bemerkenswert. Die Pfyffer wurden erst Ende des 15. Jahrhunderts in Luzern ansässig. Der Stammvater Hans Pfyffer erhielt 1483 das Luzerner Bürgerrecht und saß ab 1489 im Großen und ab 1513 im Kleinen Rat. In den folgenden Jahrzehnten sicherte sich die Familie zahlreiche weitere Ratsstellen und war um 1600 in beiden Gremien gleichzeitig mit je sieben Mitgliedern vertreten. Jeder fünfte Kleinrat war damals ein Pfyffer. Insgesamt stellten die Pfyffer zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert fünfmal den Schultheißen. Die Geschwindigkeit ihres sozialen Aufstiegs und ihre politische Vormachtstellung in Luzern gelten in der Forschung als beispiellos. Gleichzeitig ist die pfyffersche Machtpolitik auch modellhaft für eine ganze Epoche. Denn ihr Machtzuwachs war eng mit ihren lukrativen Geschäftsbeziehungen mit Frankreich verbunden. Als erfolgreiche Söldnerführer verfügten die Pfyffer über einen exklusiven Zugang zu französischen Patronageressourcen, welche sie äußerst effizient in politische Macht vor Ort ummünzten. Die Biographie Ludwig Pfyffers, des sogenannten ‚Schweizerkönigs‘, verdeutlicht, wie eng der Konnex zwischen militärischer Karriere als Söldnerführer in Frankreich und politischem Machtgewinn in Luzern war. Der Sohn des Luzerner Seckelmeisters Leodegar Pfyffer wurde 1554 in den Kleinen Rat gewählt. Gleichzeitig stand Pfyffer ab 1553 im Sold Frankreichs und war 1563 bereits Inhaber eines eigenen Regiments. Seine Einkünfte als Militärunternehmer, aber auch der Handel mit Tuch, Vieh und Salz sowie Geldgeschäfte, machten Pfyffer zum vermutlich reichsten Schweizer seiner Zeit. Von Frankreich und dem Kaiser nobilitiert amtete er seit 1570 bis zu seinem Lebensende 1594 als Schultheiß. Der päpstlichen Diplomatie erschien Ludwig als „il maggior homo che questa natione habbia“. Ähnlich lautete die Einschätzung der französischen Diplomatie. Der Ambassador Pomponne de Bellièvre bezeichnete Pfyffer nach seiner Wahl zum Schultheißen als die für den König wertvollste Persönlichkeit in der Schweiz. Bei Truppenaushebungen scheint es üblich gewesen zu sein, vorgängig bei Pfyffer um Rat und Beistand nachzusuchen. Der rasante Aufstieg der Familie Pfyffer ins Patriziat

und die familialen Strategien des Obenbleibens waren eng mit ihrer Tätigkeit als Militärunternehmer verquickt. Von den 47 Pfyffer, welche auf den Ratslisten zwischen 1518 und 1648 zu finden sind, zog etwa die Hälfte in fremde Dienste. Seit den Bündnisschlüssen mit Savoyen, dem Heiligen Stuhl und Spanien war die einflussreiche Familie auf sämtlichen Pensionen- und Soldlisten der führenden katholischen Mächte zu finden. Im Bericht des Nuntius Ladislaus d'Aquino aus dem Jahr 1612 erscheinen verschiedene Pfyffer ganz selbstverständlich als führende Exponenten der päpstlichen, der spanischen, der französischen und der savoyischen Faktionen in Luzern. Diese einträglichen Mehrfachbindungen beschleunigten die familiäre Ressourcenmaximierung, wobei die Interessensverflechtung mit Frankreich im 17. Jahrhundert Eingang in das familiäre Selbstbild und mit dem postumen Idealporträt Ludwig Pfyffers ihren kongenialen künstlerischen Ausdruck fand.



Abb. 1: Idealporträt von Ludwig Pfyffer von Altrishofen (1524–1594) kurz nach 1630, Öl auf Leinwand, in: Renaissance-malerei in Luzern, 1560–1650 (600 Jahre Stadt und Land Luzern), Luzern 1986, S. 42.

Das Porträt zeugt eindrucksvoll von der aristokratischen Würde und militärischen Potenz in der Selbstwahrnehmung des Geschlechts. Dabei bringt das mit den abwechselungsweise aufgenähten Schweizerkreuzen und französischen Lilien geschmückte Wams die symbiotische Beziehung zwischen den Pfyffer und Frankreich auf perfekte Weise zur Geltung. Die Grenzen zwischen Frankreich und der Schweiz – zwischen Innen und Außen – scheinen sich vollständig zu verflüchtigen. Hybride Identitäten und multiple Loyalitäten, das veranschaulicht das Porträt Ludwigs

auf imposante Weise, gehörten um 1600 zum kollektiven Selbstverständnis dieser eng mit Frankreich verflochtenen Militärunternehmerfamilie.

Akteure, Strukturen und Praktiken des eidgenössischen Militärunternehmertums sollen in der Studie am Beispiel verschiedener Familien untersucht und in einer transnationalen Perspektive beschrieben werden. Im Unterschied etwa zur deutschen Forschung, wo sich die universitäre Forschung und insbesondere die neuere Militärgeschichte bereits seit Jahrzehnten kultur-, sozial- und wirtschaftsgeschichtlicher Fragen angenommen hat,² stellen die fremden Dienste in der Schweiz nach wie vor eine beliebte Domäne für uniformierte Historiker und familiengeschichtlich interessierte Laienhistoriker dar. Diese unangemessene Verengung auf einen rein militär- bzw. familiengeschichtlichen Fokus gilt es zu durchbrechen, indem theoretische und methodische Angebote aus der Sozial-, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte produktiv genutzt und das Thema an internationale Forschungsdiskurse angebunden werden soll. Praktiken der Außenbeziehungen (Patronage), klienteläre Netzwerke im Bereich des Militärs zwecks Truppenrekrutierungen, Kontakte zu Banken und Handelshäusern zwecks Kreditbeschaffung für die Truppenbesoldung und das benötigte Kriegsmaterial, Kriegsmaterialhandel (Kontakte zu Kanonengießern und anderen Waffenherstellern und -händlern), Kulturtransfer und die Logiken familialer Machtpolitik bilden thematische Bereiche, die vorwiegend für das 17. Jahrhundert untersucht werden sollen. Sowohl das Handeln einzelner Söldnerführer als auch die generationenübergreifenden Machtstrategien der Militärunternehmerfamilien sollen nachgezeichnet werden. Dabei soll der Aufstieg (Pfyffer) wie auch der Niedergang einzelner Militärunternehmerfamilien (Zurlauben) in den Blick genommen werden. Die Thematik wird somit daraufhin untersucht, welche Chancen das Militärunternehmertum den eidge-

² Vgl. u. a. Ralf Pröve, *Lebenswelten. Militärische Milieus in der Neuzeit. Gesammelte Abhandlungen*, hrsg. von Bernhard R. Kroener und Angela Strauß, Berlin 2010.

nössischen Eliten bot, aber auch, mit welchen Schwierigkeiten sich die Militärunternehmerfamilien konfrontiert sahen (Schuldenpolitik der Kriegsherren, Freikompanien etc.). Ebenfalls spezifisch in den Blick genommen werden die diplomatischen Schnittstellen zwischen den Soldunternehmerfamilien und den königsnahen Akteuren in der Schweiz (Gesandte, Ambassadoren) und an den auswärtigen Höfen (‘Colonels Généraux’ der Schweizer und Bündner in Paris, Oberste der Schweizergarderegimenter in Frankreich, Savoyen oder Rom, etc.). Es stellt außerdem einen besonderen Reiz der Arbeit dar, die ‚republikanische‘ Form des Militärunternehmertums den vergleichsweise gut untersuchten ‚monarchischen‘ Varianten gegenüberzustellen.³

Das überlieferte Material in Familienarchiven, Staatsarchiven oder in der Abschriftensammlung des Bundesarchivs bildet die Quellengrundlage, welche aus den Beständen in ausländischen Archiven ergänzt werden soll (Paris, Mailand, Turin, Wien). Mit dem Thema Militärunternehmertum hat sich das Projekt vorgenommen, eine schmerzliche Forschungslücke zu schließen und somit einen substantiellen Beitrag für die ältere Schweizer Geschichte in einer transnationalen Perspektive zu leisten.

³ Fritz Redlich, *The German Military Enterpriser and his Work Force. A Study in European Economic and Social History*, 2 Bde., Wiesbaden 1964–1965; Stig Förster, Christian Jansen, Günther Kronenbitter (Hrsg.), *Rückkehr der Condottieri? Krieg und Militär zwischen staatlichem Monopol und Privatisierung: Von der Antike bis zur Gegenwart*, Paderborn 2010; David Parrott, *The Business of War. Military Enterprise and Military Revolution in Early Modern Europe*, Cambridge u. a. 2012.

Rezensionen

Lena Haunert, Einsatz in der Fremde? Das Amerikabild der deutschen Subsidientruppen im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, Marburg/Darmstadt 2014, 252 Seiten, Preis 29€ [ISBN: 978-3-88443-323-2]; Holger Thomas Gräf, Andreas Hedwig, Annegret Wenz-Haubfleisch (Hrsg.), Die „Hessians“ im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg (1776–1783). Neue Quellen, neue Medien, neue Forschungen, Marburg 2014, 311 Seiten, Preis 28€ [ISBN: 978-3-942225-27-4].

Ein konstant präsentenes wissenschaftliches und literarisches Interesse hat dem Einsatz deutschstämmiger Subsidientruppen im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg bereits seit dem 18. Jahrhundert gegolten, wobei der vermeintliche ‚Verkauf hessischer Landeskinder durch den scheinbar habgierigen Fürsten stets im Zentrum der Diskussion stand. Auf Basis der Auswertung neuer Quellen, die in der kürzlich vervollständigten Datenbank für die hessischen Truppen in Amerika, kurz HETRINA, gipfelte, vereint der von Holger Thomas Gräf, Andreas Hedwig und Annegret Wenz-Haubfleisch herausgegebene Tagungsband mit dem Titel *Die „Hessians“ im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg (1776–1783)* aktuelle Forschungen zu diesem Thema und nimmt in einer reichhaltigen Rundumschau sowohl militär- als auch polithistorische sowie kultur- und literaturwissenschaftliche Fragestellungen in den Blick.

Den Anfang im ersten Abschnitt des Bandes, der den historischen Rahmen der Unternehmung behandelt, bildet Philippe Rogger, der die aktuelle militärhistorische Diskussion um den Charakter frühneuzeitlicher Gewaltmärkte und Söldnerlandschaften aufgreift. Rogger

stellt vor dem Hintergrund aktueller Forschung (Sikora¹ etc.) die individuellen Motive für den Militärdienst den ökonomischen Dynamiken von Angebot und Nachfrage gegenüber und geht vertiefend auf die finanzielle und politische Regulierung der Söldnermärkte ein, bevor er die Geographie des Söldnerhandels untersucht. Schließlich geht Rogger auf die Diskussion von Zwangsrekrutierung contra Freiwilligkeit inklusive der ökonomischen Motivation der Hessen für den Kriegsdienst ein. Obwohl er das Selbstbild der (hessischen) Söldner unberücksichtigt lässt, bietet Rogger mit seiner Zusammenfassung der Diskussion zur frühneuzeitlichen Söldnerlandschaft und der aktuellen Gewaltmarktforschung einen sehr guten Einstieg in einen Band, dessen erklärtes Ziel die Richtigstellung des verbreiteten Bildes vom gepressten Hessen darstellt.

Eben diese Korrektur einer verbreiteten Fehlmeinung hat sich auch Christoph Kampmann mit dem nachfolgenden Aufsatz zum Ziel gesetzt. Kampmann widmet sich dem Handel mit den Hessen, wobei er die These aufgreift, dass der ‚Verkauf‘ der Hessen an die Briten auf fürstlicher Gier und Genusssucht gefußt habe. Eingangs beschreibt er zunächst die reichsfürstliche Politik vor 1648 und betrachtet die Rolle der Hessen innerhalb der Söldnerarmeen des dreißigjährigen Krieges. Anschließend erläutert er das Bedürfnis der Hessen nach Selbstständigkeit und die daraus resultierende Notwendigkeit einer großen stehenden Armee für die Positionierung innerhalb der Hierarchie der Reichsfürsten. In diesem Kontext geht Kampmann besonders auf die Gründe für die Unterstützung der landesfürstlichen Politik durch die Landstände ein und stellt abschließend fest, dass die Soldatenvermietung kein Bruch mit der Fürstentradition, wie Zeitgenossen und auch die Forschung gern behauptet haben, sondern vielmehr das genaue Gegenteil gewesen sei. Weil es aber im Rahmen der hessischen Subsidienverträge zu einem Verlust der Handlungsfreiheit des Lan-

¹ Vgl. u. a. Michael Sikora, *Söldner – historische Annäherung an einen Kriegertypus*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 29 (2003), S. 210–238, und David Parott, *Business of war. Military enterprise and military revolution in early modern Europe*, Cambridge u. a. 2012.

desfürsten gekommen sei, habe diese Politik zur Sicherung der eigenen Machtposition schließlich versagt. Insgesamt bietet Kampmanns Aufsatz eine differenzierte Diskussion der eingangs erwähnten These betreffs des ‚Verkaufs‘ der Hessen sowie eine ausführliche Widerlegung derselben aus obrigkeitlicher, d. h. landesherrlicher und landesständischer Perspektive.

Während Kampmann die Frage nach dem warum der Subsidienverträge erörtert, konzentriert sich Mitherausgeber Holger Thomas Gräf in seinem Beitrag auf das wie: In Ergänzung zu Kampmanns Ausführungen bietet er eingangs nach einem tabellarischen Überblick über sämtliche Subsidienverträge Hessen-Cassels eine kurze Rundumschau zur Beurteilung der Verträge in der historischen Forschung. Gräf beschreibt außerdem die Verträge im Detail und setzt die hessischen Truppenstärken ins Verhältnis zur Gesamtbevölkerung und zum Ausländeranteil innerhalb der Kontingente. Abschließend setzt Gräf noch einmal zu einer Einordnung der Subsidienverträge als Ganzes an, indem er sowohl zeitgenössische Beurteilungen wiedergibt als auch zu einer eigenen Einschätzung der Verträge vor dem historischen und dem territorialen Hintergrund ansetzt. In Anbetracht der Tatsache, dass der Aufsatz einen vielseitigen Überblick über die Aspekte der Subsidienverträge bietet und die Auswirkungen der angesprochenen Militarisierung Hessens zusätzlich kurz anreißt, bildet Gräfs Studie eine sinnvolle und zumindest in Hinblick auf die Fülle an Daten gute Ergänzung zum vorigen Essay Kampmanns.

Im zweiten Teil geben Marco Ulm und Patrick Sturm einen Überblick über die gegenwärtige Quellenlage, und zwar im speziellen zu den Selbstzeugnissen hessischer Soldaten, während sich im dritten Abschnitt des Bandes Carmen Winkel, Stefan Aumann, Stephan Giersch und Johannes Koenig mit der Einbindung neuer Medien in die Erforschung der hessischen Subsidientruppen befassen. So dokumentiert Carmen Winkel überblicksartig den Umgang mit Datenmengen aus soziologischen Erhebungen innerhalb der deutschen und der US-amerikanischen Militärgeschichte, während Giersch und Koenig

ergänzend einen Einblick in die forschungsspezifische Relevanz der HETRINA-Datenbank und die Fischer-Datenbank bieten.

Der vierte Teil des Bandes versammelt schließlich verschiedene militär-, kultur-, literatur- und kunsthistorische Untersuchungen des hessischen Amerikaeinsatzes. Stephan Huck gibt in seinem Aufsatz einen Einblick in sein langjähriges Forschungsprojekt zum Einsatz braunschweiger Soldaten im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg und bietet damit neben der hessischen eine weitere Perspektive auf den Einsatz von Subsidientruppen in Nordamerika.² Huck behandelt ebenso wie Kampmann die Motive bei der Anwerbung der Truppen sowie die Gründe für den Eintritt in den Militärdienst. Schließlich stellt Pröve die Amerikabilder der Braunschweiger auf individueller persönlicher und auf abstrakter politischer Ebene gegenüber. Die Ausführungen auf Basis von Pröve bieten zwar keine neuen Erkenntnisse im Bereich der Motivforschung, ergänzen jedoch perspektivisch sehr gut Kampmanns Aufsatz und bieten zusätzlich einen interessanten Einblick in die Besonderheiten des Braunschweiger Werbesystems.

Den Forschungsaspekt des Amerikabildes greift Lena Hاونert in ihrem Beitrag auf und analysiert verschiedene Aspekte desselben, wie religiösen Pluralismus, Erziehung, Ehe und Frömmigkeit sowie die Wahrnehmung des Kriegsalltags, der Kämpfe und ihrer Brutalität. Hاونert bietet damit eine zwar auf die Darstellungen in Selbstzeugnissen beschränkte, dafür aber eine gute Weiterführung der huckschen Ausführungen.

Demgegenüber untersucht Christine Braun die Diskussion um den Einsatz von Subsidientruppen in der intellektuellen Öffentlichkeit am Ende des 18. Jahrhunderts. Indem sie die These vom ‚Verkauf‘ der Hessen kritisch aufgreift, setzt sie zu einer Darstellung der Befürworter der Subsidienpolitik an, erörtert den zeitgenössischen Diskurs und

² Vgl. Stephan Huck, Soldaten gegen Nordamerika. Lebenswelten Braunschweiger Subsidientruppen im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, München 2011.

zeigt letztlich, welche besondere Rolle dem Amerikaeinsatz der Hessen in diesem Kontext beigemessen wurde und warum sich das Bild der ‚verkauften‘ Hessen so lange halten konnte.

Einen in der frühneuzeitlichen Militärgeschichte bisher stark vernachlässigten Aspekt behandelt Daniel Krebs in seiner Analyse des amerikanischen Umgangs mit hessischen Kriegsgefangenen. In diesem Kontext erläutert er im Besonderen auch die Beurteilung des Umgangs mit den Kriegsgefangenen aus Sicht des amerikanischen Kongresses. Ausführlich geht er auf Nutzen und Funktion der Gefangenen sowie deren Behandlung ein, die er anhand einzelner Beispiele näher illustriert, und schildert dabei auch das System der Schuldknechtschaft.

Während sich Karl Murk in einem kurzen Aufsatz einer Untersuchung der sozialen Verankerung von USA-Rückkehrern vor und nach ihrem dortigen Einsatz widmet, beschäftigen sich die letzten drei Aufsätze des Bandes mit der kulturellen Dimension des hessischen Amerikaaufenthalts. Christian Ottersbach setzt die Anlage des Wilhelmsbades in Hanau als Prestigeprojekt in den Kontext des Tagungsbandes, während Mark Häberlein den bisherigen Erörterungen des zeitgenössischen, hessischen Diskurses das Bild der Hessen in der amerikanischen Kulturgeschichte im Rahmen einer historischen Gesamtschau gegenüberstellt. Den Abschluss des Bandes bildet Wynfrid Kriegleder mit einer literaturwissenschaftlichen Betrachtung der Verarbeitung des hessischen Amerikaeinsatzes in der deutschen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts und schließt damit eine Sammlung aktueller Forschung ab, deren Hauptaugenmerk vor allem auf die Richtigstellung der These von den vermeintlich ‚verkauften‘ Hessen gelegt wurde. Dieselbe wird in dem vorliegenden Band in ihrer Gesamtheit beleuchtet und umfassend widerlegt, sodass diese Aufsatzsammlung ein nicht nur für Landes- und/oder Militärhistoriker interessantes Potpourri bildet.

Die Diskussion des Amerikabildes der deutschen Subsidiärtruppen im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, die Lena Haunert bereits in ihrem oben erwähnten Aufsatz aufgegriffen hat, bildet auch das The-

ma ihrer kürzlich veröffentlichten Dissertation mit dem Titel *Einsatz in der Fremde?*, erschienen 2014 im Rahmen der Reihe *Quellen und Forschungen zur Hessischen Geschichte*. Dieser Band kann als die ausführliche Fassung von Hauernerts Aufsatz verstanden werden und bietet nach einer kurzen Beleuchtung der historischen Hintergründe des Revolutionskrieges auf sozialer, politischer und militärischer Ebene in den zwei Hauptteilen der Arbeit einen Überblick über die Wahrnehmung der nord-amerikanischen und kanadischen Lebenswelten auf der einen sowie des Unabhängigkeitskrieges auf der anderen Seite. Wenig überraschend, aber durch den Mangel an alternativem Material gerechtfertigt, legt Hauernert den Fokus ihrer Quellenarbeit auf bereits bekannte Egodokumente hochrangiger Militärpersonen und Offiziere.

Im ersten Abschnitt geht die Autorin auf die Geographie und das Klima in den nordamerikanischen und kanadischen Siedlungen ein, die die deutschen Subsidentruppen durchquerten. Unter Berücksichtigung der strukturellen Unterschiede zu Europa beschreibt sie am Beispiel der Städte Montreal und Quebec die Wahrnehmung der Bevölkerung ebenso wie der Verwaltungsformen und der Wirtschaft durch die deutschen Soldaten. Im Vergleich dazu erläutert sie die Eindrücke der Truppen von Neuengland, New York, Pennsylvania und Florida und insbesondere zur Religion der ‚Amerikaner‘ sowie zum Thema der Sklaverei. Dabei beschränkt sie sich in kurzen Zusammenfassungen am Ende der einzelnen Kapitel dieses Abschnitts ihrer Arbeit auf knappe Aussagen zur Art der Wahrnehmung an sich.

Im zweiten Teil ihrer Arbeit geht Hauernert auf die Wahrnehmung des Unabhängigkeitskrieges ein. Nach einer kurzen Darstellung der Ereignisse selbst erläutert sie das Vorhandensein von Wissen über den Krieg und die ihn betreffenden Umstände bei den deutschen Truppen sowie deren Empfindungen ihren Einsatz in Amerika betreffend. Daran schließt sich eine Beschreibung des deutschen Amerikabildes in Hinblick auf den Krieg und schließlich der Beurteilung der Kriegsführung aus Sicht der Deutschen an. Besonderes Augenmerk legt Hauernert hier

auf die Wahrnehmung der taktischen Unterschiede sowie der Leistung der amerikanischen und englischen Truppenverbände. Die Autorin legt diese Beschreibungen parallel zu einer oberflächlichen Darstellung der Kriegseignisse an, die sich im Wesentlichen auf taktische Details beschränkt und kaum auf die Lebenswelten der Militärs während des Krieges eingeht. In diesem Kontext widmet Haunert ein separates Kapitel der militärischen und politischen Führung der Amerikaner, das allerdings auf einzelne Militärs beschränkt bleibt: So führt sie die Meinungen der deutschen Truppen in Hinblick auf die amerikanischen Generäle Washington und Lee sowie die Autorität Washingtons und des Kontinentalkongresses näher aus und beschreibt die kritische Beurteilung der Politik des Kongresses gegenüber der Kolonialbevölkerung. In diesem Kontext analysiert sie ebenfalls die Wahrnehmung des Umgangs der Revolutionäre mit den Königstreuen und begründet die hier geäußerte Kritik der deutschen Soldaten mit der offensichtlichen Bindung der Subsidientruppen an die englische Krone.

Abschließend geht Haunert noch einmal auf die Meinungen der Deutschen betreffs des Friedensschlusses und der Folgen dieses Friedens im Kontext der Wahrnehmung der eigenen Situation ein, bevor sie die Beurteilungen des Krieges und der Unabhängigkeitsbewegung noch einmal zusammenfasst. In einem sehr kurzen Fazit erläutert Haunert schließlich die Ursachen der Wahrnehmung und deren Hintergründe (Sprachbarrieren, Umstände der Begegnung mit den amerikanischen Truppen, gesellschaftliche Hintergründe). Nach Haunerts eigener Aussage in der Einleitung zu ihrer Arbeit sei das Ziel des Bandes die Differenzwahrnehmung der deutschen Truppen in Amerika; für eine erschöpfende Darstellung derselben fehlt aber zum Teil der Vergleich zu den heimischen deutschen Verhältnissen und vor allem auch eine umfassende Antwort auf die Frage, warum bestimmte Details von den Deutschen überhaupt als Differenzen wahrgenommen wurden. Haunert greift all das zwar am Schluss ihrer Arbeit wieder auf und misst ihm eine entscheidende Rolle bei, geht aber im eigentlichen Analyseteil kaum darauf ein und verzichtet weitgehend auf eine Einordnung der zitierten Quellen in den persönlichen Kontext der Auto-

ren. Häufig beschränkt sich Haunert in ihren Analysen auf die reine Beschreibung ihrer Quellen, die sie neben ihre kurzen Erläuterungen der tatsächlichen Umstände und Ereignisse stellt, und sieht davon ab, dem Leser eine Antwort auf die Frage zu geben, vor welchem sozialen und politischen Hintergrund und für welches Publikum die erwähnten hochrangigen Militärpersonen ihre Wahrnehmungen zu Papier brachten. Daher finden sich in ihrer Arbeit umfassende deskriptive Darstellungen des wie, aber weniger des warum. Ein Blick in das Literaturverzeichnis, das hauptsächlich Literatur zum Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg sowie zur Geschichte der deutschen Subsidientruppen und einige wenige Werke der neueren Militärgeschichte (Pröve, Sikora) zitiert, bestätigt die ereigniszentrierte Perspektive der Autorin. Gerade in Hinblick auf letztere hätte der Autorin die Arbeit mit einer breiteren Literaturlage (unter Einbeziehung aktueller anglikanischer und deutscher Forschung) vielleicht eine umfassendere Behandlung sozialhistorischer Fragen in Bezug auf die deutschen Subsidientruppen in Amerika ermöglicht. Hervorzuheben ist aber eindeutig die Leistung Haunerts, mit ihrer Arbeit eine Zusammenstellung zahlreicher Quellen zum Thema geboten zu haben, die eine weitere Forschung bezüglich der amerikanischen Lebenswelten aus Sicht deutscher Soldaten während des Unabhängigkeitskrieges mit Sicherheit erleichtern und bereichern wird. Die Tatsache, dass Haunert nur eingeschränkt über den ereigniszentrierten Aspekt ihrer Arbeit hinausgeht und einige Aspekte des rein militärischen Alltagslebens vernachlässigt, kann letztlich zumindest mit der problematischen Quellenlage begründet werden, die eine Analyse sozialhistorischer Fragen eindeutig erschwert. Insgesamt bietet der Band damit eine gute Aufbereitung des vorhandenen Quellencorpus und kann als solide Grundlage für weitere Forschung zum Thema verstanden werden.

Sara Petzold

Tagungsberichte

Der militärisch-medizinische Komplex in der Frühen Neuzeit: Zum Verhältnis von Militär, Medizin, Gesellschaft und Staat (Tagung vom 07.11.2014–08.11.2014 in Hamburg)

In den vergangenen Jahren hat die frühneuzeitliche Militärmedizin vor allem in der englischsprachigen Forschung größere Beachtung gefunden.¹ Die in diesem Zusammenhang entstandenen Arbeiten konzentrierten sich oft auf die englische und britische Armee und Marine, während andere Armeen seltener untersucht wurden.² Neue deutschsprachige Forschungen zu Militär und Medizin in der Frühen Neuzeit sind dünn gesät.³ Dem Verhältnis von Militär, Medizin, Gesellschaft und Staat in der Frühen Neuzeit widmete sich nun als erste im deutschen Sprachraum eine Tagung an der Helmut-Schmidt-Universität, Universität der Bundeswehr Hamburg am 7. und 8. November 2014. Die Veranstaltung wurde gefördert vom Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit, der Society for the Social History of Medicine und den Freunden und Förderern der Helmut-Schmidt-Universität.

¹ Erica Charters, *Disease, War, and the Imperial State. The Welfare of the British Armed Forces during the Seven Years' War*, Chicago 2014; Geoffrey L. Hudson (Hrsg.), *British Military and Naval Medicine, 1600–1830*, Amsterdam 2007.

² Laurence Brockliss, Colin Jones, *The Medical World of Early Modern France*, Oxford 1997; C. Storr, *Health, Sickness and Medical Services in Spain's Armed Forces 1665–1700*, in: *Medical History* 50 (2006), S. 325–350.

³ Martin Dinges, *Soldatenkörper in der Frühen Neuzeit. Erfahrungen mit einem unzureichend geschützten, formierten und verletzten Körper in Selbstzeugnissen*, in: Richard van Dülmen (Hrsg.), *Körper-Geschichten*, Frankfurt/M. 1995, S. 71–98; Stefan Kroll, *Soldaten im 18. Jahrhundert zwischen Friedensalltag und Kriegserfahrung. Lebenswelten und Kultur in der kursächsischen Armee*, Paderborn 2006; Marian Füssel, *Ungesehenes Leiden? Tod und Verwundung auf den Schlachtfeldern des 18. Jahrhunderts*, in: *Historische Anthropologie* 23 (2015), S. 30–53.

Tagungsberichte

Es kam eine internationale Gruppe von Referentinnen und Referenten zusammen, deren Themen – in europäischer und außereuropäischer Perspektive – von der Pflege Kranker und Verwundeter über die Erfahrung von Krankheit, Verwundung und Invalidität, die Rolle des Staates bei der Organisation des Sanitätswesens, Erfassung und Verwaltung von Krankheit, Verwundung und Invalidität bis hin zu demografiegeschichtlichen Perspektiven reichten. Eine zentrale Frage der Tagung war, wie Bürokratisierung und frühneuzeitliche Staatsbildungsprozesse das Verhältnis von Militär, Medizin und Gesellschaft veränderten und neue Perspektiven und Praktiken für den Umgang mit Krankheiten und dem körperlichen Zustand größerer Bevölkerungsgruppen entwickelt wurden.

Die ersten beiden Vorträge befassten sich mit der Pflege Kranker und Verwundeter im frühneuzeitlichen Militär. *Matthew Neufeld* (Saskatchewan) untersuchte *Public-private interfaces in the early modern English naval-medical complex, 1660–1715*. Er stellte fest, dass für die Versorgung der Kranken und Verwundeten der englischen Marine in großem Umfang zivile Dienstleister herangezogen wurden. Dabei war ein funktionierendes Vertrauensverhältnis zwischen staatlichen Stellen und zivilen Versorgern als Grundlage der Zusammenarbeit zwischen den beiden Sektoren unabdingbar.

Dem gegenüber stand der Befund von *Jutta Nowosadtko* (Hamburg) zur Rolle von Frauen bei der Versorgung von Kranken und Verwundeten. In ihrem Vortrag *Caring for the injured soldiers and their families: the role of women in early modern German military medicine in early modern Germany* wies sie auf die Schlüsselrolle von Frauen als Krankenpflegerinnen im frühneuzeitlichen Militärmedizinwesen hin. Der genaue Umfang, in dem Frauen in den Feldlazaretten beschäftigt wurden, ihre soziale Herkunft und genauen Aufgaben bedürften aber noch der genauen Klärung. Auch die Konflikte um die im Feldlazarett beschäftigten Frauen stellen, so Nowosadtko, ein Forschungsdesiderat dar.

Anschließend befassten sich *Cheryl Fury* (Saint John) und *Justin Rivest* (Baltimore) mit der Verpflegung und der Arzneimittelversorgung in der britischen Marine beziehungsweise bei der französischen Armee. In ihrem Vortrag *'You Make No Men of Us but Beasts': shipboard diet & health in the Elizabethan maritime community* ging Fury der Frage nach dem Zusammenhang zwischen Qualität der Verpflegung an Bord und Morbidität in der elisabethanischen Handels- und Kriegsmarine nach. Sie zeigte, dass der direkte Zusammenhang von mangelhafter Verpflegung und Krankheit den Zeitgenossen sehr wohl bewusst war. Allerdings wurde das Problem eher in der Handelsmarine in Angriff genommen, da man dort nicht auf Zwangswerbung zurückgreifen konnte und eher auf den Erhalt der Arbeitskräfte angewiesen war. Ein Wissenstransfer zwischen Handels- und Kriegsmarine fand nicht statt, und Praktiken, wie das Mitführen von Zitrusfrüchten als Proviand, wurden nicht systematisch gegen Skorbut angewandt.

Einen erfolgreichen Transfer zwischen militärischem und zivilem Bereich stellte Rivest in seinem Vortrag *From military medicine to rural health care: the Helvétius family and the transformation of ipecac in seventeenth- and eighteenth-century France* vor. Die französische Ärztfamilie Helvetius verkaufte ursprünglich erfolgreich Reiseapotheken an Privatkunden. Im späten 17. Jahrhundert gelang es der Familie zu Exklusivlieferanten der französischen Armee mit auf der Brechwurzel basierenden Medikamenten zur Behandlung der Ruhr zu werden. Rivest zeigte an diesem Beispiel auch, wie aus der Neuen Welt stammende Arzneimittel vermarktet wurden und unter den spezifischen Bedürfnissen der Militärmedizin eine reduktionistische Standardisierung von Heilmethoden erfolgte.

In der letzten Sektion am ersten Tag wechselten *Martin Dinges* (Stuttgart) und *Sara Schlüter [Petzold]* (Göttingen) die Perspektive und betrachteten die Bedrohung durch Krankheit und Verwundung aus soldatischer Perspektive. Dinges wertete für seinen Vortrag *Soldiers' experiences with the body, illness and death, particularly during the Thirty Years War* Briefe und Tagebücher von Soldaten aller Dienstgrade

aus. Er machte deutlich, dass in den Beschreibungen des Tötens und Sterbens eine Distanzierung durch euphemistische Metaphern stattfand und eine Entmenschlichung des getöteten Feindes vorgenommen wurde. Inwiefern solche narrativen Bewältigungsstrategien von Gewalterfahrung typisch soldatisch waren, müsste, so Dingens, noch genauer anhand von Ego-Dokumenten, etwa von Vertretern anderer Berufsgruppen, untersucht werden.

Schlüters Vortrag über *Liver disease and suicide: aspects of military medicine in the daily life of Hanoverian soldiers in eastern India, 1782–1791* befasste sich mit der Alltagsgeschichte von Krankheit und Tod. Viele Soldaten empfanden den strapaziösen Dienst in ungewohntem Klima in Südindien als große Belastung. Schlüter zeigte, dass trotz der bekannten tropenspezifischen Gefahren für die Gesundheit der Soldaten keine Präventivmaßnahmen getroffen wurden. Angesichts der hohen Mortalitätsraten wurde stattdessen neues Personal rekrutiert. Auch die bemerkenswert hohe Suizidrate, von den Soldaten sehr wohl wahrgenommen, wurde von Seiten der militärischen Führung nicht als genuines Problem thematisiert.

Zu Beginn des zweiten Tages beschäftigten sich die Beiträge von *Miri Shefer-Mossensohn* (Tel Aviv), *Sebastian Pranghofer* (Hamburg) und *Erica Charters* (Oxford) mit dem Zusammenhang von Militärmedizinwesen, Bürokratisierung und frühneuzeitlicher Staatlichkeit. Aus außereuropäischer Perspektive diskutierte Shefer-Mossensohn mit *Ottoman military medicine in the early modern period and its top-down centralization*. Sie charakterisierte das osmanische Militärmedizinwesen als Hybride, der sowohl zivile als auch militärische Funktionen erfüllte. Getragen wurde dieses System von höfischen Strukturen und Patronage. Über die Besetzung von Stellen als Hofärzte wurden die Verantwortlichen für das Sanitätswesen bestellt und konnten kontrolliert sowie gegebenenfalls sanktioniert werden.

In seinem Vortrag über *Military medicine, public health care and the state in seventeenth- and eighteenth-century Germany* stellte Pranghofer

am Beispiel von Preußen und Hannover demgegenüber ein System vor, das von einer immer stärkeren Bürokratisierung geprägt war. In beiden Territorien wurde seit dem Spanischen Erbfolgekrieg der Gesundheitszustand der Militärbevölkerung immer genauer erfasst. Die daraus gewonnenen Daten erlaubten zum einen konkrete Kriegsereignisse mit Morbidität und Mortalität in der hannoverischen Armee zu korrelieren. Zum anderen erlaubte diese Praxis den Zeitgenossen selbst Morbiditäts- und Mortaliätstrends zu erkennen.

Vor dem Hintergrund kameralistisch-merkantilistischen Bestrebens, den Reichtum eines Staates und damit auch die eigene Bevölkerung zu erfassen, untersuchte Charters *Manpower and state power: French and British structures of military and medical knowledge in the eighteenth century*. Im Vergleich zwischen England und Frankreich im 18. Jahrhundert stellte sie ein bürokratisches Interesse am Erheben von Daten bezüglich der Morbidität und Mortalität im Militär in beiden Ländern fest. In England orientierte man sich bei den dazu verwendeten Listen und Tabellen offenbar an hannoverischen Vorbildern. In Frankreich hingegen berichteten Offiziere zwar regelmäßig vom Gesundheitszustand der Truppen und über deren Versorgungslage, verzichteten aber auf die Übermittlung von Zahlenmaterial. Langfristig gelang es dem Staat auch in Frankreich, sein bürokratisches Interesse durchzusetzen und eine regelmäßige quantitative Erfassung des Gesundheitszustandes der Militärbevölkerung zu realisieren und in die militärische Planung einfließen zu lassen.

Abschließend befassten sich die Vorträge von *Caroline Nielsen* (London) und *Ulf Christian Ewert* (Münster) mit dem tatsächlichen körperlichen Zustand von Soldaten vom 17. bis zum 19. Jahrhundert. Nielsen sprach über *Understandings of British military fitness, circa 1660 to 1800*. Zur Beschreibung der Tauglichkeitskriterien bei der englischen Armee und Marine stützte sie sich auf den Umgang mit Pensionsansprüchen von Veteranen. Dabei wurde deutlich, dass die Bearbeitung von Pensionsansprüchen nicht nur zu einer Systematisierung von Tauglichkeitskriterien führte. Die daraus resultierenden

Quellen erlauben perspektivisch auch eine systematische Untersuchung des Gesundheitszustandes der britischen Militärbevölkerung von der Mitte des 17. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts.

Für seinen Abschlussvortrag *A population falling ill: the poor health of Saxons in the long eighteenth century* benutzte Ewert Daten aus sächsischen Musterlisten, um Rückschlüsse auf den Gesundheitszustand der sächsischen Bevölkerung im späten 18. und 19. Jahrhundert zu ziehen und in Beziehung zur wirtschaftlichen Lage zu setzen. Er konnte statistisch nachweisen, dass sich mit dem Beginn der Industrialisierung die Ernährungschancen und damit der gesundheitliche Zustand der sächsischen Bevölkerung verschlechtert hatten. Dies, so Ewert, zeige, dass die von ihm verwendeten Militärakten das Potential haben, den kollektiven körperlichen Zustand einer Bevölkerung am Übergang zur Industriegesellschaft zu analysieren.

In den Vorträgen und Diskussionen wurde deutlich, dass die Versorgung von Kranken und Verwundeten bei den frühneuzeitlichen Armeen und der Marine weit über das Militär hinaus von Bedeutung war. Durch die enge Verschränkung von zivilem und Militärmedizinwesen hatten unter den spezifischen Bedingungen des Militärs entwickelte Heilmethoden Auswirkungen auf die breitere Bevölkerung. Die Standardisierung von Therapien trug zu einer sukzessiven Ablösung hippokratischer Medizin zu Gunsten empirischer Ansätze bei. Durch die systematische Dokumentation und Auswertung von Morbidität und Mortalität im Militär entstand Material, das die Entwicklung von Methoden zur statistischen Erfassung der Bevölkerung und zur Begründung bevölkerungspolitischer Maßnahmen erlaubte. Heute ermöglichen diese Daten nicht zuletzt die Bearbeitung von demografiegeschichtlichen Fragestellungen.

Es wurden aber auch zahlreiche Forschungsdesiderate hinsichtlich des Verhältnisses von Militär, Medizin, Staat und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit deutlich. Vor allem zeigte sich, dass vergleichende Untersuchungen noch ausstehen. Dazu fehlen aber immer noch wei-

Der militärisch-medizinische Komplex

tergehende Studien zu wichtigen frühneuzeitlichen Militärmächten, wie zum Beispiel den Niederlanden und Spanien oder den Territorien des Alten Reichs, ohne die die wichtigsten Entwicklungslinien nur schemenhaft bleiben. Eine vergleichende Perspektive und der Blick über den europäischen Tellerrand hinaus würde die Unterschiede und Gemeinsamkeiten bei der Institutionalisierung des Militärmedizinwesens deutlich machen. Wie genau die frühneuzeitlichen Institutionen, Strukturen und Praktiken zum Umgang mit Verwundung, Krankheit und Invalidität mit Bürokratisierung und Staatsbildungsprozessen verschränkt waren und neue Sichtweisen sowohl auf den individuellen Körper als auch die Bevölkerung als Ganzes erlaubten, bleibt ein wichtiges Forschungsthema. Eine Veröffentlichung der Ergebnisse der Tagung ist in Vorbereitung.

Sebastian Pranghofer

Autorenverzeichnis

Jan Philipp Bothe, Göttingen
E-Mail: janbothe[at.]yahoo.de

Sara Petzold, Göttingen
E-Mail: sara.schlueter[at.]gmx.net

Sebastian Pranghofer, Hamburg
E-Mail: sebastian.pranghofer[at.]hsu-hh.de

Susan Richter, Heidelberg
E-Mail: susan.richter[at.]zegk.uni-heidelberg.de

Philippe Rogger, Bern
E-Mail: philippe.rogger[at.]hist.unibe.ch

Benjamin van der Linde, Innsbruck
E-Mail: benjamin.vanderlinde[at.]yahoo.de

Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit | 18 (2014)

Redaktion:

Sven Petersen (sven.petersen@phil.uni-goettingen.de)

Redaktionsanschrift:

Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e. V.
c/o Sven Petersen, Georg-August-Universität Göttingen,
Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte,
Heinrich-Düker-Weg 14, 37073 Göttingen
E-Mail: sven.petersen@phil.uni-goettingen.de

URL: <http://www.amg-fnz.de/index.php?site=zeitschrift>

Beiträge, Informationen über laufende oder kürzlich abgeschlossene Forschungsprojekte, Tagungsberichte und Ankündigungen etc. richten Sie bitte per E-Mail an die jeweiligen Redakteure unter der angegebenen Adresse. Die Redaktion behält sich das Recht vor, Beiträge abzulehnen, geteilt abzdrukken oder in Vereinbarung mit den VerfasserInnen zu kürzen.

Der Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e.V. wurde im Frühjahr 1995 gegründet. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Erforschung des Militärs im Rahmen der frühneuzeitlichen Geschichte zu befördern und zugleich das Bewusstsein der Frühneuzeit-HistorikerInnen für die Bedeutung des Militärs in all seinen Funktionen zu wecken. Das Militär steht somit als soziale Gruppe selbst im Mittelpunkt der Aktivitäten des Arbeitskreises, wird aber auch in seinen Wirkungen und Repräsentationen thematisiert. Ziel ist es, die Rolle des Militärs als Teil der frühneuzeitlichen Gesellschaft umfassend herauszuarbeiten und zu würdigen. Insofern versteht der AMG seine Arbeit nicht nur als Beitrag zur Militärgeschichte, sondern vor allem als Beitrag zur Geschichte der Frühen Neuzeit insgesamt.

Der Arbeitskreis bietet ein Diskussions- und Informationsforum durch die Organisation von Tagungen, die Herausgabe der Schriftenreihe ‚Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit‘, die Zeitschrift ‚Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit‘ und die Mailingliste mil-fnz.